

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Badische Schule. 1934-1939 1936**

12 (18.6.1936)

# Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

## Vom Feuer der Liebe.

Von Herbert Vöhme.

So wie der Schwur in unsern Herzen loht,  
so muß das Feuer unsrer Liebe flammen,  
und wer nicht mit uns lodert, den wird Not  
und Einsamkeit aus unserm Kreis verdammen.

Wir aber zünden Feuer ringsher an,  
die ragen auf wie stumme Lichtgebete  
und rufen in die ferne Sonnenbahn,  
daß sie zurück in unsre Lande trete.

Noch tiefer als das Feuer brennt das Blut,  
das in uns kündet vom geheimen Reich,  
und Brüder werden, Scheit bei Scheit, zu Blut  
und Flammenwurf, des sind wir alle gleich.

Und ist einmal der letzte Hauf' geschichtet,  
zum Opferfeuer leuchtend aufgetan,  
dann stößt er in die Nacht, hochaufgerichtet,  
wie ein Gebet, und Sonne muß sich nah'n.

Und sollten wir verbrennen wie der Stoß,  
der vor uns lodert – wenn die Nacht nur sinkt  
und unser Alder, das ist unser Los,  
vom Licht der Sonne wieder satt sich trinkt.

Die Asche düngt, aus Asche grünt das Feld,  
Gott segnet, die daran das Leben messen.  
Ihn anzurufen, wenn die Blut zerfällt,  
des laßt in dieser Nacht uns nicht vergessen.

# Karl Diehm Die Mistel

eine heilige Pflanze im germanischen und keltischen Volkstum

**W**enn wir jetzt durch unsere Wälder gehen oder den Parkanlagen einen Besuch abstatten, so entdecken wir gar bald in den entlaubten Bäumen die grünen Büschel der Mistel. Seltsam sehen sich diese kleinen Sträucher an mit ihren gabelförmigen Ästen und paarigen Blättchen inmitten der kahlen winterlichen Baumkronen!

Es wundert uns daher nicht, daß die Mistel schon in uralter Zeit die besondere Beachtung der Menschen fand und in ihren religiösen Kulturen und Bräuchen sowie in den Götterfagen eine große Rolle spielte.

Da man sich die rätselhafte Ernährung und das ausschließliche Vorkommen auf Holzpflanzen nicht erklären konnte, glaubte man, die Mistel sei vom Himmel auf die Bäume gefallen oder der Blitz habe sie zum Leben erweckt. In Wirklichkeit wird diese Pflanze von verschiedenen Waldvögeln, wie Drossel, Amsel und Krammetsvogel, verbreitet, die die weißen Beeren verschleppen oder fressen und die unverdauten Samen teilweise auf die Äste ausscheiden und dadurch die Möglichkeit zur Entstehung eines neuen Mistelstrauches geben. Dieser treibt dann seine Senkwurzeln in das Holz der Wirtspflanze und entnimmt ihr alle brauchbaren Nährlösungen, um sie in den eigenen Blättern zu verarbeiten. Wir zählen deshalb die Mistel zu den Halbschmarozern und unterscheiden nach ihrem Vorkommen drei Klassen: die Weißtannenmistel, die Kiefermistel und die Laubholzmistel.

Infolge ihrer geographischen Verbreitung ist die Mistel allen germanischen Völkern bekannt und läßt sich daher auch in ihrem Sprachgut nachweisen. Unser heutiges Wort Mistel stammt wohl von dem altnordischen *mistiltein* und wurde bis weit in das 18. Jahrhundert hinein mit dem männlichen Artikel gebraucht, während man Mistel heute mit dem weiblichen verbindet. Unklar wie dieser Geschlechtswechsel ist auch die Sinndeutung des Namens. Manche wollen in dem altindischen *mih* = Nebel (engl. *mist*!) die Erklärung sehen und glauben, daß der immergrüne Strauch, der in den schneeigen, nebligen Wintermonaten fruchtet, in alten Zeiten als „Nebelstrauch“ angesehen wurde, während andere den Namen mit den sparrigen, gabeligen Zweigen in Beziehung bringen wollen. Doch wie dem auch sein mag, uns interessiert am meisten, welche Stellung diese „allerinteressanteste Pflanze“ im Volkstum unsrer Vorfahren einnahm.

Die Kelten, die bekanntlich vor der germanischen Besiedlung in Südwestdeutschland und Frankreich wohnten, pflegten einen regelrechten Mistelkult. Bei all ihren religiösen Verrichtungen und Opfern durfte die Mistel nie fehlen. Ganz besondere Verehrung brachten sie der Eichenmistel dar, einmal weil die Eiche an sich schon ein heiliger Baum war, zum andern aber auch, weil auf ihr die Mistel sehr selten wuchs. Sat-

ten sie auf einer Eiche einen Mistelstrauch entdeckt, so wurde dieser unter großer Feierlichkeit herabgeholt. Am Monatsanfang, der der sechste Tag nach Neumond war, begaben sich die keltischen Priester, die Druiden, samt vielem Volk zu dem begnadeten Baum, wo sie zuerst die vorgeschriebenen Opfer brachten und Mahlzzeiten hielten. Alsdann wurden zwei weiße Stiere mit eichenlaubgeschmückten Hörnern herbeigeführt. Der die Feierlichkeit leitende Druiden zog nun einen weißen Mantel an, bestieg die Eiche und schnitt mit goldenem Messer die Mistel ab. Etwa herabfallende Ästchen wurden, damit sie den Erdboden nicht berühren konnten, mit schwarzen Tüchern aufgefangen. Nachdem der Oberpriester die heiligen Zweige nochmals geweiht hatte, verteilte man sie als Amulette an die Anwesenden. Gebete und Opferung der Stiere mit anschließender Mahlzeit bildeten den Abschluß der Handlung. Durch das erfolgte Opfer und Mahl sollte der in der Eiche anwesende Gott für den abgeschnittenen Pflanzenteil versöhnt und wohlwollend gestimmt werden. So war die Mistel das Allerheiligste der Kelten. Sie war das Heilmittel gegen alle Gifte und Krankheiten, weshalb sie sie in ihrer Sprache die „allesheilende“ nannten. Im Trank selbst, dem Mistelteile beigegeben waren, nahm der Genießende die in der Mistel wirkende göttliche Kraft in sich auf und erlangte dadurch Gesundheit und hohes Alter. So wurde die Mistel im keltischen Altertum zum Inbegriff des Lebens.

Den Germanen fehlte eine solche einheitliche Auffassung. Bei ihnen konnte die Mistel glück- und heilbringend sein. In der nordischen Mythologie versenkt Odin mit einem „mistiltein“ als Zauberstab Brunhilde und die ganze Natur in einen Todeschlaf. Im Nibelungenlied ist dieser Zauberstab der „Wunsch“ genannt, von dem es heißt:

„Der Wunsch lag darunter, ein golden Rüttelein:  
Wer es hätt' erkundet, der möchte Meister sein  
auf der weiten Erde wohl über jeden Mann.“

Während hier der Mistelzweig als Zauberstab bewußt in göttlicher oder menschlicher Hand über Leben und Tod gebietet, wird er im Baldur-Mythus wider Willen des Schützen zum tödenden Geschloß, dem der Sonnengott zum Opfer fällt. Die Mistel steht also hier im Dienst des Schicksals, des Todes, einer Macht, die über den Göttern thront. Der Germane sah deshalb in der Mistel das Attribut des Todes.

Diesem Mythus liegt die Sommer Sonnenwende zugrunde, jene Zeit, in der die Sonne ihren höchsten Stand überschreitet und dann an Kraft verliert, so daß die Tage kürzer und kälter werden, bis die Erde in starren Winterschlaf versinkt. Mythologisch wurde also dieser Wechsel im Sonnenlauf durch den Tod des Lichtgottes dargestellt.

Erreichte die Sonne in den Tagen der Wintersonnenwende ihren tiefsten Stand, und begann sie dann wieder höhere Tagesbogen zu ziehen, so glaubten unsere Ahnen, Baldur erwache aus seinem Todesschlaf zu neuem Leben. Sie feierten deshalb dieses Ereignis im Julfest, wobei sie ihre Festräume und Festmahlszeiten mit den Zweigen der heiligen Mistel ausschmückten, um dadurch ihre Umgebung zu weihen.

Unser heutiges Weihnachtsfest, das das Christentum an Stelle des germanischen Julfestes setzte, enthält noch mancherlei Bräuche, die an jene uralte Zeit erinnern.

So besteht in England noch die Sitte, zu Weihnachten an der Zimmerdecke einen Mistelbusch aufzuhängen, unter dem man die Glückwünsche tauscht. Da der Mistelstrauch früher der Liebesgöttin heilig war, muß sich jedes Mädchen, das am Weihnachtsabend zufällig unter den Mistelbusch zu stehen kommt, vom Hausfreund oder einem anwesenden Fremden Küßen lassen, wenn es die Gunst der Liebesgöttin nicht verspielen will. Während man an die Decke die Mistel hängt, schmückt man die Türe mit den Zweigen der Stechpalme:

„Mit der festzeit Laub ist das Haus bekränzt,  
Die Tanne duftet, die Stechpalme glänzt,  
Und vom Balkenknauf, weißbeerig sie  
Lauscht die Mistel nieder, die Schelmin, die!“

singt Freiligrath in seinem Gedicht „Holly ho — Mistletoe“ (Stechpalme und Mistelbusch).

Englische Schiffe, die in den Weihnachtstagen auf der See fahren, tragen als Glückszeichen an der Mastspitze einen Mistelzweig.

Ein ähnlicher Brauch hat sich in Niederösterreich im Silvesterabende zu Neujahr erhalten. Dort hängt man am Silvesterabend in der Gaststube der Dorfwirtschaft, wo sich viele Gäste einfinden, einen Kranz aus Tannenzweigen auf. Wände und Fenster sind ebenfalls mit Tannengrün bekleidet. In der Nähe des Ofens findet nun eine schreckhaft vermummte Gestalt, die einen Kranz von Mistelzweigen auf dem Haupt trägt, Platz und Versteck. Kommt nun unabsichtlich ein Mädchen oder ein Bursche unter den Tannenkranz, so stürzt sich der Vermummte, den man Silvester nennt, hervor und gibt ihm einen Kuß. Um die Mitternachtsstunde vertreiben die Gäste den Silvester, indem sie ihn unter Schlägen mit Tannenreisern zur Tür hinausjagen. Zwischen diesem sonderbaren Brauch und der englischen Weihnachtsitte besteht offenbar ein innerer Zusammenhang, wieweit dieser jedoch geht, und ob man den einen Brauch mit dem andern erklären kann, ist noch nicht klargestellt.

Entsprechend der keltischen Überlieferung, nach der die Mistel als Erhalterin des Lebens angesehen wurde und dem Besitzer Glück und Gesundheit brachte, pflegt man auf dem Lande in Frankreich folgende Sitte:

Am Silvesterabend oder an Neujahr ziehen die Kinder mit Mistelbüschen in den Häusern von Haus zu Haus, indem sie rufen: Au gui l'an neuf!, was soviel heißt wie, der Mistel sei das neue Jahr geweiht. Für diesen Glückwunsch danken ihnen dann die Bewohner mit allerlei Kleinigkeiten. Daß die Mistel, in der Aufbewahrung aufbewahrt, diese vor Not und Unheil schützt,

bedarf keiner weiteren Begründung. So streut man in der Gegend von Rouen und Saint Martin du Puits während eines Gewitters Mistelbeeren in die Herdglut, um den Blitzstrahl abzuhalten und eine Feuersbrunst zu verhüten, ein Brauch, der mancherorts auch in England und Norwegen beheimatet ist.

Am mannigfaltigsten scheint sich jedoch die Mistel im deutschen Brauchtum ausgewirkt zu haben, was sicher zum Teil seinen Grund in den schon erwähnten verschiedenen mythologischen Vorbildern hat. Einen „miltistein“, einen Zauberstab zu besitzen, war von jeher der Wunsch der Menschen. Und war die irdische Mistel nicht gleichwertig der göttlichen! Warum sollte man mit ersterer nicht auch zaubergewaltig umgehen können! Da fand man, daß ein Mistelzweig, der auf einem Haselstrauch gewachsen war, alle Eigenschaften eines Zauberstabes besaß. Die goldgrüneringelten Zweige und die goldig schimmernden Blätter der welken Mistel und ihre Verbindung mit dem Sonnenfeuer deuteten ja offensichtlich auf das begehrte Gold! Man benutzte deshalb den Mistelzweig als Zauberstab, um Schätze zu heben und Schlösser zu öffnen. Wie erkennen hier unschwer den Zusammenhang, der zwischen Mistelzweig, Haselreis und Wünschelrute besteht!

Andererseits wurde die Mistel bis ins Mittelalter hinein bei den verschiedensten Beschwerden und Krankheiten, sowohl beim Menschen wie beim Tier, angewandt. So suchte man sich mit der Eichenmistel gegen das dämonische Alpdrücken, gegen die Mahr, die sich nachts auf des Schlafers Brust setzt, ihn ängstigt und mit bösen Träumen quält, zu wehren. Auch die Epilepsie, die dem primitiven Menschen ebenfalls als etwas Dämonisches erschien, bekämpfte man mit Mistletoe oder steckte dem Kranken einen Zweig in die Tasche, damit dieser ihn aufrecht halte und ihn nicht umfallen lasse.

War das Vieh im Stall verzaubert, so half ein Sud von Misteln in Bier, während ein Mistelzweig im Stallinnern das Kalben der Kühe erleichtern sollte. Schlug eine Kuh beim Melken aus, verabreichte man ihr drei Schläge mit einem Mistelzweig, und die lästige Gewohnheit war beseitigt. Um die segensvolle Wirkung der Mistel dauernd zu besitzen, befestigte man den Strauch an die Stalltür oder den Hausgiebel und war auf diese Art sicher vor Blitzstrahl, Feuer, Krankheit und Verhergung.

Diese Beispiele aus der Volksheilkunde ließen sich beliebig vermehren. Wer noch mehr über die ehemalige Heilkraft der Mistel wissen möchte, lese im Plinius oder in den mittelalterlichen Kräuterbüchern nach.

Uns aber dürften die verschiedenen Ausführungen gezeigt haben, daß die Mistel in volkskundlicher Hinsicht nicht weniger interessant ist als in botanischer. Was wir heute in wissenschaftlicher Kritik klären und erkennen, war unseren Ahnen nur durch den naiven Glauben zugänglich, und da das Wunder des Glaubens liebstes Kind ist, wurde die Mistel in der Mythologie wie in der Sagendichtung und Heilkunst mit den wunderbarsten Kräften ausgestattet. Mögen die einzelnen Mistelkulte und -bräuche noch so kindlich erscheinen, uns jedoch sind sie Zeugen aus uralten Zeiten bis auf unsere Tage.

## Herbert Reinhold Koch Deutsche Weihnachten in Übersee.

Es ist etwas Wunderbares um unser deutsches Weihnachtsfest. Wie tief es uns allen im Gemüte und im Blute lebt, das erfahren wir erst dann so ganz und — schmerzlich, wenn wir einmal jahrelang fern der Heimat weilen in Ländern, deren Völker wohl auch Christi Geburtsfest auf ihre Art feiern, bei denen aber dieses Fest eben nur christlich ist und keine ältere, tiefere Verwurzelung im Blut und Heimatboden besitzt. Wir Deutschen feiern im Weihnachtsfeste zum guten Teile mit das Julefest unserer Ahnen. Ein heiliger Abend ohne fallenden Schnee, ohne glitzernde Eiszapfen ist nur ein halbes Fest. Und deshalb ist es nicht leicht, in fremden Ländern Weihnachten auf deutsche, heimatliche Art zu feiern. Fast unmöglich ist's, das frohe Erwarten der Vorweihnachtstage zu empfinden, wenn draußen in sommerlicher Glut ein strahlendblauer Himmel lacht. Gerade um Weihnachten herum spüren wir, daß fern der deutschen Heimat alles so anders ist. Einhalt gebietet uns dieses Fest im Schaffen und Hasten des Alltags. Zur Einkehr und Besinnung ruft es uns. Und viele beten aus sehnsüchtigem Herzen heraus: O, mein Deutschland! Heilig Vaterland! Gerade um die Weihnachtszeit fühlen wir draußen besonders hart, was wir vermissen in der fremden Welt. Die heißen Tage in Sommenglut und — glut ohne den belebenden Wechsel der Jahreszeiten, das Hasten und Treiben der fremden Stadt, der harte Kampf des Auslandsdeutschen um seine Selbstbehauptung und um das Reich, die starken bodenständigen Kräfte der fremden Umwelt: alles lenkt uns ab von der Besinnung auf die gottgesetzten großen Einschnitte im Jahreslaufe, der vor allem bei uns Deutschen eine wundervoll innige und unlösliche Verwurzelung in der heimatlichen Natur und in unserem uralten Volkstum besitzt.

Gehen den Volksgenossen jenseits der Grenzen und Meere die unschätzbaren Kräfte und Werte deutscher Weihnacht verloren?

Nein!

Wenn auch die Natur so garnicht winterlich ist und weihnachtlich. Uns alle packt es doch zu Ende des Julmondes mit dunkler und geheimnisvoller Gewalt, der wir uns nicht entziehen können, der wir nicht widerstehen können — und auch nicht wollen! Denn wir fühlen tief in unserem Innern traumhaft-sicher, daß sie mit zum Besten gehört, was in unserem Herzen lebendig ist.

Den Mittelpunkt der Weihnachtsfesttage draußen erblicken wir in der Feier der Deutschen Schule. Sie strahlt ihre Kraft über auch in die Festlichkeiten im kleinsten Kreise. Die Schulweihnachtsfeier ist nicht der Ort, wohl- aufgezäumte Paradedferdchen vor einer staunenden Zuschauermenge vorzuführen. Sie soll echte Weihnachtsstimmung in die Herzen zaubern. Sie soll das kostbare Gut uralter, heiliger Überlieferung pflegen und weiterbauen. Dazu muß aber etwas gekonnt werden. Und deshalb ist gerade die Weihnachtsfeier der Auslandsschule eine Leistungsprobe und zugleich ein Beweis, wie treu sie ihre doppelte Aufgabe erfüllt: In den Deutschen draußen lebendig zu erhalten das Bekenntnis zu unserem großen Volke und seinem Führer — und eben dieses deutsche Wesen und Wollen vor den Menschen des Gastlandes schlicht und ehrlich darzustellen und zu leben.

Schon Wochen vorher wird emsig gearbeitet. Schwierig ist es, zweisprachig aufwachsenden Kindern die Texte deutscher Weihnachtslieder zum Erlebnis werden zu lassen. Noch schwerer hält's, Kindern, die nie einen deutschen Winter erlebt haben, den Sinn des alten Weihnachtsspiels nahezubringen. Kein Schnee fällt draußen. An den

Dächern glitzern keine blanken Eiszapfen. Am Markt warten keine grünen Bäumchen auf ihren Käufer. Wir können nicht durch die langen Budenreihen des Weihnachtsmarktes schlendern, wo all die Herrlichkeiten ausgebreitet sind, die die Herzen unserer Kinder erfüllen. Da ist es freilich schwer, rechte deutsche Weihnachtsstimmung in die Herzen zu zaubern und in den Seelen lebendig werden zu lassen! Doch alle sind mit großer Begeisterung am Werke. Da werden die Rollen fürs Weihnachtsspiel gelesen. In der Musikstunde üben wir die Lieder. Im Turnen werden die Reigen studiert. Teile des Saalschmuckes und der Kostüme entstehen im Werkunterricht und in der Handarbeitsstunde. Alle fleißigen Hände helfen mit! Eltern unterstützen uns beim Nähen der Kostüme. Und freie Nachmittage gibt es schon seit langem nicht mehr.

Am Tage vor der Aufführung ist die Spannung aufs höchste gestiegen. Die Verantwortlichen für die einzelnen Sachen halten letzten Rat. Ist der Saalschmuck in Ordnung? — Klappt der Geigenchor? — Tritt die Carmen-cita auch nicht mehr beim Reigen daneben? — Wie steht's mit dem Tannenbaum?

„Der ist gestern im Kühlraum der ARTIGAS angekommen. Er ist schon im Saal aufgestellt. Eben sind wir fertig mit schmücken.“

Ja, dort steht er wahrhaftig! Ein richtiger grüner Tannenbaum, ein deutscher Tannenbaum mit langen Nadeln und vielen, vielen Lichtern. Dicht gedrängt sitzen die Zuschauer im Saale. Der ist viel zu klein. Jedes Jahr ist er zu klein gewesen. Manchem Kleinen Munde entfährt ein staunendes Ah!, wenn die Augen den Baum in seinem reichen Lichterglanze erblicken. Der Widerschein strahlt in den Augen. Es ist sehr heiß im Saale. Die Kerzen brennen überschnell herunter. Die Fächer der Damen spielen. Fast alle Deutschen sind da, auch aus dem Innern des Landes. Viele sind stundenweit hergefahren. Auch viele Fremde sind gekommen. Eltern unserer spanischen Schüler, Freunde der Schule. Zelle Kinderstimmen klingen hier und da auf. Erwartung spiegelt sich auf allen Gesichtern.

Da klingen zarte Geigentöne auf, die Vorsänger fallen ein: O, du fröhliche, o, du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Nun singen alle mit. Und — da ergreift es uns alle. Viele Augen füllen sich mit Tränen. Denn die Herzen, die sind ja so weit — so weit überm Meer. Sie sinnen weit in die ferne Heimat. Sie weilen daheim — sind im Reich, träumen von einst, von fröhlichen Kindertagen. Da schlägt manches Herz, das sich verhärtet hatte draußen, wieder im alten Ton, wieder im alten Schlag. Heiße Sehnsucht schwillt auf in den Männern und Frauen. Alle fühlen, wissen es ganz klar: Wir sind Kinder eines großen Volkes! Manchen greift's hart an — und doch auch unendlich zart. Da sitzt ein Mann in einer der Reihen. Und dort oben auf der Bühne, da steht sein Kind im Kreise der Kameraden und spricht im Weihnachtsspiel Worte in deutscher Sprache, singt mit Singabe die vertrauten alten Lieder, die ihn einst auch seine Mutter gelehrt. Sie klingen in der Sprache seiner Väter ihm ins Herz:

Sprache unser!  
Im fernen Land  
fürchtbar allein,  
das Dach nicht über dem Haupte  
und unter den Füßen die Erde nicht:  
Du einzig seine Heimat,  
süße Heimat dem Sohn des Volks.

Und er hatte die letzte und köstlichste Zuflucht aufgegeben: fast verlernt hatte er die Sprache seiner Mutter in der fremden Umgebung seines Hauses.

Denn, seine Kinder haben eine fremde Mutter...

Weihnachten hält viele fest am Deutschtum, die abzugleiten drohen ins fremde Volkstum. Weihnachten richtet an alle die Frage: Bist du auch treu geblieben?

Und die Frage wird noch dringender, wenn er in die strahlenden Augen all der Kinder blickt, die jetzt Knecht Ruprecht umdrängen. Denn auch der fehlt nicht, und er langt den Kleinsten ein Geschenk nach dem andern aus dem großen Sack heraus...

So feiert die deutsche Kolonie draußen mit ihren Kindern Weihnachten.

Aber: Können die Gäste, die Eltern der fremdvölkischen Kinder alles das verstehen, mitfühlen? —

Nun, das ist schwer. Aber wir helfen uns. Vor dem Beginn der eigentlichen Feier, nach dem Eingangsliede haben wir in einem spanischen Zwiegespräch zwischen einem deutschen und einem argentinischen Mädchen unseren Gästen das Wesen deutscher Weihenacht nahezubringen versucht. Fragt die kleine Senorita:

„Warum feiern wir Christi Geburtsfest gerade zu einer Zeit, wo es in eurem Vaterlande so neblig und kalt ist? —

Was bedeutet der geschmückte Tannenbaum? —

Warum habt ihr die Saktenkreuzfahne mit aufgehängt?“ — Und alles wird genau beantwortet; auch warum das Banner mit dem uralten Heilszeichen unseres Volkes bei unserer Weihnachtsfeier nicht fehlen darf.

Und so wirbt gerade dieses hohe Fest unwiderstehlich für uns Deutsche. Unmerklich. Deutsche Gemütskraft und Herzenstiefe stellt es schlicht und klar dar und spricht so auch zu denen, die unsere Sprache nicht verstehen. Sie spüren es aber aus dem Klang der Worte, aus dem festlichen Schmuck des Saales, aus den fröhlichen Feierklängen deutscher Weihnachtsmusik. Sie sehen es in den leuchtenden Kinderaugen. Sie fühlen es aus der herzlichen, offenen Stimmung (unübersehbare deutsches Wort!) all der deutschen Menschen um sie herum, die einen Funken übersprühen läßt auch in die Herzen der Fremdstämmigen, deren Gäste wir im fremden Lande sind und die eben noch die schändlichsten Zeitungslügen über das „Volk der Heiden und Barbaren“ fast geglaubt hätten. Und so fallen die Worte der kurzen Ansprache, die vom Friedenswillen des Führers aller Deutschen künden, auf besonders fruchtbaren Boden. Starke, werbende Kraft geht von einer solchen Weihnachtsfeier draußen aus, weil sie eben nichts anderes ist als die Feierstunde einer einigen deutschen Kolonie, die ein Abbild ist des gewandelten, des neuen Deutschland. —

Und wenn wir uns nun, fern aller verbrauchten und fruchtlosen Kühnheit, fragen: Mit welchen Gedanken gehen denn die Menschen wieder zurück in den Alltag? Was nehmen sie mit von der Weihnachtsfeier der Kinder in das Wollen und Tun ihres reifen Lebens?

Alle gehen beschenkt nach Hause.

„So ist es bei uns nicht — die noche buena (Heilige Nacht)“, sagen zögernd die Spanier. Sie haben einen Hauch ehrlicher deutscher Herzlichkeit und tiefer Gemütskraft gespürt. Und da sie ein im Grunde sehr ernsthaftes Volk sind, wird das nicht spurlos an ihnen vorübergehen. Sie haben in einer Feierstunde Menschen eines großen, innerlich starken und wahrhaft friedfertigen Volkes gesehen, Genossen eines tüchtigen Volkes, mit dem es sich wohl lohnte, in ehrlicher Freundschaft zu leben.

Noch tiefer schwingt die Stunde bei den Deutschen nach. Oder — ist es wahr, daß die innere Festtagsfreude, die weihnachtliche Stimmung so schnell vorüberauscht draußen, wo die Natur nicht mitfeiert? So rasch verflogen die Weihnachtshoffnung und Kraft? Nein, das ist sie

nicht! Auch nicht bei denen, die nicht das Glück haben, eigene Kinder am Heiligen Abend beschenken zu können. Noch tagelang, wochenlang ist unsere Feier Gegenstand vieler Gedanken, Mittelpunkt vieler Gespräche. Wie wir diesmal gespielt haben, und wie es im Vergleich zum Vorjahre gewesen ist, wo wir mit der Besetzung des deutschen Kreuzers feiern konnten, der gerade über Weihnachten im Hafen lag. Das war ein Glück! Und wie wir im nächsten Jahre den eigenen Volksgenossen und unseren Freunden die Weihnachtsfreude bereiten wollen in einer gemeinsamen Feierstunde, wo die kämpfende Gemeinschaft des Alltages emporgehoben wird und ihre belebende Kraft wieder zurückfließen läßt in die einzelnen Häuser. So machen wir schon Pläne.

In vielen Familien steht überm Gabentisch auch ein Weihnachtsbaum, lebendiger Gruß aus deutscher Heimat-erde. Und dann kam ja wohl auch ein Paket von daheim, ein Paket aus dem Reich!

Kannst du ermessen, was das für eine Freude ist, ein Paket von lieben Menschen in der alten Heimat nach draußen geschickt zu bekommen? Tagelang stand es schon am kühlfesten Ort des Hauses. Pünktlich war es mit dem letzten Postdampfer angekommen. Und nun wird es am Heiligen Abend geöffnet und langsam ausgepackt, feierlich und mit Andacht. Das allein ist ein Fest!

Und neben den persönlichen Briefen ist noch etwas Besonderes dabei: der Heimatbrief des heimatischen Landesverbandes des VDA. Gerade die Weihnachtsbriefe zeigen uns, wie wertvoll diese Arbeit ist. Und für ungezählte Deutsche draußen, die keine näheren Verwandten mehr im Reich haben, ist es der einzige Gruß aus der alten Heimat, die einzige Brücke, die sie mit dem Vaterland und seinem Schaffen verbindet.

In vielen Familien draußen brennt auch schon das „Blaue Licht“. Die Kleinsten wollen auch eins leuchten haben. Und bald wird der Heilige Abend kommen, an dem bei der Weihnachtsansprache von Rudolf Geß an die Auslandsdeutschen jeder Deutsche auf der weiten Erde und auf See sein „Blaues Licht“ als schönes Zeichen volksdeutscher Verbundenheit und Treue anzündet: Einhundert Millionen Lichter auf dem ganzen Erdenrund!

Bedenken müssen wir aber auch der schlimmen Jahre, wo in vielen kleinen und großen deutschen Kolonien draußen die Weihnachtsfeier der Deutschen Schule die einzige Veranlassung, das einzige Fest im ganzen langen Jahre gewesen ist, wo sich alle zusammensanden. Ob es nun Katholiken oder Lutheraner oder Konfessionslose waren, Eigenbrötler oder politisch Verhegte: hier fühlten sich alle als Deutsche, nur als Deutsche im Bekenntnis. Diese eine einzige gemeinsame Stunde in den bitteren Jahren der Zersplitterung gegeben und ausgestaltet zu haben, ist bleibendes Verdienst der deutschen Auslandslehrer. Und da wir wissen, wie bitter schwer es einst war, können wir heute doppelt dankbar sein auf das Wunder deutscher Volkwerdung, das der Herrgott uns durch den Führer besichert hat. —

In den Ländern des Südens wird nur ein Weihnachtstag gefeiert. Am Morgen darauf liegen wir mit den Jungen und Mädels draußen am Badestrand. Die lange, harte Brandung rollt donnernd heran, brausend, mit weißem Gischt.

Zu Hause auf den Feldern,  
Da liegt der Schnee so weiß.  
Zu Hause in den Wäldern,  
Da hängt das blanke Eis.

Und wir denken an dich, du fernes deutsches Heimatland. Den grünen Tannenbaum schicktest du uns heraus als Gruß und Mahnung. Sein Kleid will uns was lehren: Die Hoffnung und Beständigkeit gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit. O, Tannenbaum! — O, guter, deutscher Tannenbaum!

# Deutsche Gestalten am Oberrhein.

Von Wilhelm Rogde-Rottenrodt.

## 5. Erzherzog Karl.

Er war der Sieger von Aspern, der „Überwinder des Unüberwindlichen“, wie der Preuße Heinrich von Kleist ihn nannte. Nach den Siegen von Emmendingen und Schliengen ehrte man den fünfundzwanzigjährigen von Franken bis zum Breisgau als den „Retter Deutschlands“, die Universität Freiburg ernannte ihn zum Rector perpetuus; gerade Freiburg war ihm zu Dank verpflichtet und empfing ihn mit besonderen Ehren. Und doch fand dieser größte und deutscheste unter den Habsburgern im eigenen Hause Undank und Verkennung; ihm wurde die Schuld für die Sünden des Kaisers, des Ministers Thugut, einer brüchigen Verwaltung zugeschoben; er mußte sie büßen. Wenn er einen Fehler, einen politischen, nicht menschlichen, beging, so war es der, daß er nach den Schlachten von Aspern und Wagram das Angebot Napoleons nicht annahm: den Bruder vom Thron zu stürzen und diesen selbst zu besteigen. Napoleon würdigte in ihm den großen Feldherrn und sah den Mann, der den Kriegen von 1805 und 1809 widerraten hatte. Er erkannte Karls Gründe nicht und hätte Überraschungen erlebt, wenn dieser seinen Gedanken gefolgt wäre. Dann wäre der habsburgische Staat erstarbt, er wäre zu dem vom Erzherzog erstrebten Ausgleich mit Preußen gelangt. Es hat nicht sein sollen, bei Karls Natur auch nicht sein können. Dieser Habsburger war in seiner Jugend Wien fremd geblieben und hatte draußen eine Offenheit und Weltweite des Blickes gewonnen, die seinem Hause in entscheidenden Zeiten zu oft gemangelt hat. Er wurde in Florenz geboren (5. September 1771). Es blieb bis zum Jahre 1790 seine Heimat. Das Haus Habsburg hatte, um den polnischen Erbfolgekrieg zu enden, das Herzogtum Lothringen (1737) an den einstigen polnischen König Stanislaus Leszczyński, den Schwiegervater Ludwigs XV., und damit an Frankreich gegeben. Es hatte dem Herzog Franz Stephan von Lothringen, dem Gemahl der jugendlichen Maria Theresia, dafür das Herzogtum Toskana eingehandelt. Leopold, der zweite Sohn aus dieser Ehe, war dort dem Vater gefolgt. Florenz war der Sitz seiner Regierung. Dort wurde ihm Karl als fünftes Kind unter sechzehn geboren. Als Joseph II. kinderlos starb, folgte ihm Leopold in der Regierung der Monarchie und auf dem Kaiserthron (1790). Karl begleitete die Eltern nach Wien, verblieb dort aber nicht lange.

In dem Utrecht-Kastatter Teilungsvertrag hatten die Wiener Habsburger die südlichen Niederlande, also Vlandern und Wallonien, erhalten, wo Kaiser Karl VI. die spanische Amtssprache anordnete. Marie Christine, auch eine Tochter der Maria Theresia, war hier Statthalterin. Sie zog ihren nun zwanzigjährigen Neffen Karl nach Brüssel. Man sah in ihm den künftigen Statthalter der Niederlande. In einem von den

Österreichern niedergeschlagenen Aufstand hatten sich diese unlängst zum erstenmal Belgien genannt. Die Tage der habsburgischen Herrschaft waren gezählt. Eine französische Revolutionsarmee unter Dumouriez drang ein und überrannte das Land. Die Österreicher unter dem Prinzen Josias von Koburg schlugen sie wieder hinaus (1793). An den Siegen von Aachen und Neerwinden (bei Landen) hatte der junge Erzherzog hervorragenden Anteil. Er erwies sich als Soldat. Schon hier stürmte er an der Spitze seiner Truppen ins Gefecht, besetzte er sie durch den Einsatz des eigenen Lebens, wie er es bis Aspern immer wieder tat. Sein Vater Leopold war soeben gestorben. Sein Bruder Kaiser Franz II. begann, auf ihn zu hoffen. Er zog ihn aber aus der Front und machte ihn zum Generalgouverneur in Brüssel, wo die Franzosen nach ihrer Gewohnheit alles kurz und klein geschlagen hatten. Es sollte mit Karls Regierung nicht lange dauern. Die Carnotsche Massenerhebung in Frankreich setzte die österreichische Herrschaft endgültig aus den Niederlanden hinweg. Pichegru drang bis nach Holland vor. Karl wurde nach Wien gerufen.

Ich kann hier weder Karls spätere Seerführung in Italien darstellen, noch die Schlachten von Aspern und Wagram, noch seine Tätigkeit als Kriegsminister, in welcher er an den Zerrungen scheiterte, die von seinem kaiserlichen Bruder und von Thugut ausgingen. Ich will hier nur darauf hinweisen, daß er für den Entwurf einer neuen Dienstordnung des Heeres die Mitwirkung Friedrich Schillers erbat. Dessen Feuersglut sollte in die österreichische Armee einströmen. An ihm lag es nicht, wenn Österreich von dem eben großartig erblühenden Geistesleben Deutschlands muffig abgeschlossen wurde. Ich will hier nur von den Kämpfen erzählen, die Erzherzog Karl um Süddeutschland, insbesondere den Oberrhein durchfocht und in denen er sich den Ehrennamen eines „Retters Deutschlands“ erwarb.

Die französische Revolution war die Erhebung der minderen Klassen unter der Führung einiger ehrgeiziger oder sonstwie verirrerter Nordlinge. Das erkannte man im übrigen Europa nicht, aber man fühlte es mit jener Gewißheit, die aus dem Blut aufrauscht. Die Revolution bedrohte jeden staatlichen Organismus, jede Kultur, die der Nordmensch aufgebaut hatte. Die Guillotine war ebenso ihr Wahrzeichen, wie die Statuen des Straßburger Münsters, die rauchenden Städte und Burgen diesseits des Rheins ihre Opfer waren. Marie Antoinette, die Tante des Kaisers, hatte ihr Haupt unter der Guillotine verloren. Franz II. hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Revolution zu dämpfen, zumal ihre Heere nunmehr über den Rhein vorgestoßen waren. Feldmarschall Clerfayt hatte soeben Jourdan bei Aeschaffenburg geschlagen. Die gequälten Bauern des Taunus hatten sich gegen die Franzosen erhoben. Clerfayt nahm

Mainz, Feldmarschall Graf Wurmser Mannheim (Herbst 1795). Aber die Franzosen kamen wieder. Die Flut der Carnotschen Massenerhebung schäumte immer höher. Das Unglück Habsburgs waren die Seereslieferanten und bestechliche Beamte. Die Soldaten trugen Stiefel mit Pappsohlen. Der Stoff der Monturen war schlecht gesponnen und schützte nicht gegen Kälte und Nässe. Man hatte dem Soldaten keine Gamaschen geliefert, seine Hosen krochen ein und zerschliffen. Es waren treue, redliche, tapfere Burschen, die der Kaiser an den Rhein geschickt hatte. Aber wie sollten sie schlagen? Wie immer in der habsburgischen Monarchie, machte man den Feldherrn zum Sündenbock. Clerfayt wurde in die Wüste geschickt.

Erzherzog Karl sollte den Schaden ausgleichen. In langwierigen Verhandlungen gelang es, seine Ernennung zum Reichsgeneralfeldmarschall zu erreichen. Aus der Reichsarmee des Türkenludwig, um die dieser schon so viel gelitten hatte, war nun ganz ihr Spottbild geworden. Ein Zeitgenosse schrieb: „Wenn ich von der deutschen Reichsarmee rede, so verstehe ich keineswegs die deutschen Truppen des Kaisers, des Königs von Preußen, nicht die sächsischen, hessischen und hannoveranischen Soldaten, sondern das Kriegsvolk der Deutschen, d. i. jene von 199 Ständen und Ständchen des Heiligen Römischen Reiches zusammengerasteten und zusammengekarteten Haufen gerüsteter und als Soldaten gekleideter Menschenkinder des schwäbischen, fränkischen, beider rheinischen, des westfälischen und anderer Kreise... Hat der Stand, dem ein Kontingent von 3¼, 3½, 5, 7½, 8, 20, 50 Mann abgefordert wird, schon Soldaten, so machen diese natürlich zuerst das Kontingent aus. Es sind Leute, die im Frieden etwa an den Stadttoren, an Hochdero Zimmern, Schlössern, Gärten Schildwache stehen oder wie in Rothweil im Tor oder in Rothmünster in der Wirtsstube Schildwache sitzen... Daher sind auch die Deutschen, wenn sie etwas Militärisches machen sollen, vom Offizier bis zum Tambour im Exercieren, im Bestellen der Wache, im Rundschaften, kurz, in allen großen und kleinen Stücken des Dienstes, völlig unwissend.“ Kurzsachsen stellte ein starkes, gut ausgebildetes, gut ausgerüstetes Kontingent; doch der Reichsgeneralfeldmarschall mußte gewärtigen, daß es am Tag vor der Schlacht abbrückte, weil der Kurfürst es so befohl.

Der Erzherzog fand Generale vor, die von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt waren, obwohl sie lange zu „bocksteifen alten Herren“ geworden. Ein jeder hätte dem Alter nach sein Vater sein können. Junge, tüchtige Offiziere wurden nicht befördert, waren deshalb verbittert und oft von jakobinischen Ideen angefarbt. Mit einer solchen Armee sollte Erzherzog Karl den Rhein verteidigen. Er sah sich in ähnlicher Lage wie einst der Türkenludwig. Er hätte die Flinte ins Korn werfen müssen, wenn er nicht den angeborenen soldatischen Sinn des österreichischen Volkes gekannt, wenn nicht der Kriegsrühm von Salankemen, Zenta und Turin sich an die Fahnen seiner Regimenter geheftet hätte. Erzherzog Karl führte die Niederrheinische Armee, welche Jourdan abwehren sollte. Weiter südwärts stand ihm die Armee des Grafen Wurmser zur Verfügung, welche die Kurpfalz gegen Moreau deckte.

Im Schwarzwald stand das Emigrantenkorps des Prinzen Condé, das sich aus geflüchteten französischen Edelleuten und altgedienten Soldaten der bourbonischen Armee zusammensetzte; auch Schweizer Reisläufer, die dem König gedient hatten, waren in diesem Korps. Hier fand sich auch der Kronprätendent Ludwig ein, von den Royalisten le Désiré genannt. Die Emigranten behaupteten, daß ihr Korps 17000 Mann zähle; es waren aber kaum mehr als 5000. Sie waren die gnädigen Herren, die den Bürger traten, seine Frauen und Töchter als freiwild betrachteten. Die Bevölkerung des Schwarzwaldes stöhnte unter der Faust dieser Beschützer. Nur im habsburgischen Hoheitsgebiet benahmen sie sich leidlich gesittet.

Jourdan überschritt den Rhein und die Sieg. Er bedrängte Österreicher und Reichsarmee an der Lahn. Er griff die Truppen an, welche Weglar deckten (15. 6. 1796). Diese waren ziemlich zerstreut, als Erzherzog Karl auf dem Kampffeld eintraf. Er sammelte die sich noch halbwegs wehrenden Truppen; er setzte die eintreffenden Verstärkungen ein. Er rief den Soldaten zu: „folgt mir, Kinder, wir müssen überwinden oder sterben!“ Sie sahen ihn an ihrer Spitze in das Feuer schreiten. Schon hatte er ihr Vertrauen. Der Ruf antwortete ihm: „Vivat unser Karl!“ Die sächsischen Regimenter zeichneten sich aus. Als die Sonne schied, strömten die Franzosen geschlagen zurück. Sie gaben das rechtsrheinische Land auf. Ein hoher Offizier schrieb nach Wien: „Er allein wird eines Tages die Stütze der Monarchie sein, er allein vermag den militärischen Geist in der Armee wiederherzustellen, die gänzlich erschlafften Federn der großen Maschine anzuspannen.“

Der tapfere Wurmser war nach Italien geschickt worden, um die von General Bonaparte bedrängte Festung Mantua zu retten. Moreau hatte bei Kehl den Rhein überschritten. Das Emigrantenkorps versagte noch mehr als Wurmser's Nachfolger. Karl übergab das Kommando am Niederrhein an den Grafen Wartenleben. Ein besserer Truppenführer stand ihm nicht zur Verfügung. Mit einem Teil der Truppen, darunter den Sachsen, marschierte er südwärts. Prinz Condé führte das Emigrantenkorps über Waldkirch auf Villingen zurück. Bei ihm waren die Schweizer Kompanien. In Furtwangen war der Jammer groß, weil man für Seine Majestät von Frankreich keine Eier aufreiben konnte. Aber schon war Freudenstadt gefallen. Die Revolutionstruppen streiften über den Schwarzwald. Sendlinge der Republik hetzten überall die Bevölkerung auf, die Emigranten hätten den Breisgau feige verlassen und würden nun das Land ausplündern. Die Aufregung im Schwarzwald war ungeheuer. Erzherzog Karl aber rang bei Malsch, wenige Meilen nördlich der alten Bühl-Stollhofer Linien, um die Entscheidung (9. 7. 1796). Wieder sah man ihn an der Spitze eines Bajonettangriffs auf die französischen Linien. Aber Karl erfuhr, daß die Franzosen ihn südwärts umgingen und schon im Begriff waren, nach Schwaben hinabzusteigen. Unter diesen Nachrichten lösten sich die Reichstruppen auf. Wollte er sich die Verbindung mit der Donau sichern, so mußte er zurückgehen. In einem musterhaften Rückmarsch erreichte er zuerst Rannstatt, dann

die Donau. Aber auch die tüchtigen kurfürstlichen Truppen weigerten sich, ihm so weit südwärts zu folgen. Sie verließen ihn und strebten der sächsischen Grenze zu. Graf Wartensleben gab das Flußgebiet der Sieg und der Lahn preis und zog sich an den Main zurück. Er fühlte sich nur hinter dem böhmischen Gebirge sicher und schielte auf Eger. Wartensleben führte die Befehle des Erzherzogs ebenso schlecht aus, wie dieser es später mit anderen Unterführern erleben mußte. Karl hatte keine Macht, es zu ändern; Wien redete ihm in alle Maßnahmen hinein. Wartensleben dachte nur an die Abwehr in sicheren Stellungen. In Karls Natur lag es, die Verteidigung im Angriff zu suchen.

Baden, Vorderösterreich, Württemberg, Franken, alle die geistlichen und anderen Herrschaften der bunt-scheckigen Landkarte lagen den Franzosen offen. Man erinnerte sich, daß in Paris eben noch Fürstenköpfe gerollt waren. Man vergaß, oder hatte es nie gelernt, daß der Sinn des Fürstentums das Führertum ist. Die geistlichen Kurfürsten flohen nach Erfurt, Leipzig und Dresden. Andere Fürsten gingen nach Böhmen, nach Tirol, nach der Schweiz, etliche auch nach Preußen. Markgraf Karl Friedrich von Baden und Herzog Friedrich Eugen von Württemberg flüchteten sich ins Ansbachische. Die Stände des Breisgau knüpften mit den Franzosen an, um sich zu retten. Auf allen Straßen, die ostwärts führten, sah man Pferde- und Ochsenwagen, mit Gausrat beladen, die dem Feind entgehen wollten. Mancher, dem seine Mittel die Flucht erlaubt, blieb an der Straße liegen und verdarb, wurde von den Franzosen ausgeplündert, mußte zusehen, wie Frau und Töchter geschändet wurden. Wer zurückblieb, lag ohnehin unter der Faust des Feindes. Eben noch hatte der Franzose um seine Sicherheit gezittert; jetzt fühlte er sich als Herr eines unermesslich weiten, in seinen Augen unermesslich reichen Landes. Alle Raubinstinkte erwachten in ihm. Er verstand sich auf das Rauben und Brennen. Die Künste des Dreißigjährigen Krieges, damals durch Kosaken, Kroaten und Wallonen gelehrt, lebten wieder auf. Selbst in Österreich packte man bereits Kisten und Kästen. Die Fürsten von Baden und Württemberg schlossen einen Sonderfrieden mit der Republik. Der Rheinbund zeichnete sich schon ab. In Schwaben und Franken begannen die Bauern, sich in tiefen Wäldern, in den Schluchten der Berge zu sammeln, versprengte und plündernde Trupps niederzuschlagen.

In diesem Jammer, in dieser Verwirrung, in diesem Jörn deutscher Heimat stand der knapp 25jährige Erzherzog. Von ihm ganz allein hing es ab, ob noch Rettung zu schaffen wäre. Die unzuverlässigen Truppen waren abgebröckelt. Auf die Regimenter, die er aus dem Zusammenbruch gerettet hatte, durfte er bauen. Karl bestürmte den Bruder um Verstärkungen. Sie kamen tropfenweise. Seine dringenden Befehle bewogen Wartensleben, sich auf Amberg zu ziehen, das die Straßen nach Eger und Pilsen beherrschte. Schon sah sich Karl abermals von Moreau bedrängt. Die Franzosen standen am Lech. Karl wich auf Ingolstadt aus. Er zog sich auf Nördlingen.

Jourdan war Wartensleben langsam gefolgt. Schon war Nürnberg bedroht. Karl stand zwischen den feind-

lichen Armeen, die es in der Hand hatten, sich zu vereinigen und ihn zu erdrücken. Die Zeit schien ihm gekommen; er wagte den Sprung. Karl ließ die Hälfte seiner an sich nicht starken Armee vor Moreau stehen und marschierte mit der anderen Hälfte auf Amberg, Jourdan dort zur Schlacht zu zwingen. Dieser merkte, als das Gefecht sich entwickelte (24. 8. 1796), daß er sich den Kopf zerstoßen würde, und ordnete den Rückzug auf Würzburg an. Karl nützte den strategischen Erfolg aus und drängte nach. Nürnberg war gerettet. In Franken brach der allgemeine Aufstand des gepeinigten Volkes los. Im Spessart hatte sich bereits ein Bauernheer gebildet, dessen die französischen Regimenter und Schwadronen nicht Herr wurden. Jourdan hatte die Mainstraße erreicht und stellte sich bei Würzburg zur Schlacht (3. 9. 1796). Karl marschierte seine Reiterregimenter im Rückhalt. Die Überlieferungen des Türkenludwig und des Prinzen Eugen waren mit ihnen. Sie entschieden die Schlacht. Die Franzosen zogen sich über das Gebirge auf die Lahn zurück. Sie erlitten schwere Verluste durch das Landvolk. Es nahm grausame Rache. Ein Offizier in Karls Armee schrieb an den Minister Thugut: „Wenn die Fürsten Deutschlands unter dem Eindruck der Furcht uns zum größten Teil verlassen haben, so schließen ihre Bauern, die noch Germanenblut in den Adern fühlen, tapferer und kriegerischer als jene, sich uns in großer Zahl an, um ihren verhassten Feind zu vernichten, dessen Betragen ihre Rachsucht geweckt hat.“ Das spätere Wort des Heinrich von Kleist wurde schon jetzt Wahrheit: „Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht!“

Jourdan bezog an der Lahn eine Rückzugsstellung. Karl war unter dem Jubel des Volkes in Würzburg eingezogen. Er wählte die bequemere Straße über Frankfurt und Friedberg, um den Franzosen womöglich den Rückzug abzuschneiden. Bei Limburg und Diez griff er Jourdans rechten Flügel an (17. 9. 1796). Die Franzosen wurden abermals geschlagen. Ihre Verbände lösten sich auf. Was sich retten konnte, strebte durch die Berge auf Köln, um dort über den Rhein zu gelangen.

Moreau hatte vom Lech her den General Desaix entsandt, um Jourdan zu entlasten. Es war derselbe, der hernach, von Ägypten kommend, die Schlacht von Marengo entschied. Karl war so schnell vorgedrungen, daß Desaix ins Leere stieß. Moreau mußte an den Rückzug denken, wenn er nicht seine Verbindungen bedroht sehen wollte. Geniale Züge wie der Türkenludwig, Prinz Eugen, Friedrich der Große, Bonaparte wagte er nicht. Karl setzte durch Befehle von der Ferne her die in Oberschwaben stehenden Truppenkörper zur Verfolgung an. Die Befehlshaber sollten diese vereinigen. Sie waren dazu nicht fähig. Es stand bei den Österreichern mit der Truppenführung kläglich. Noch nach der Lehre von Austerlitz untersagte Kaiser Franz Felddienübungen und Manöver, weil er sparen wollte. Die Folge war das abermalige Versagen der unteren Führer im Jahre 1809 bei Regensburg, Aspern und Wagram. Dieses verschuldete den unglücklichen Ausgang des Feldzuges, nicht etwa verfehlte Maßnahmen Karls.

Erzherzog Karl traf in Schwezingen ein

(29. 9. 1796) und verweilte dort wenige Tage, um seine Truppenverbände zum Vormarsch gegen Moreau zu ordnen. Er marschierte Anfang Gilbhart über Graben, Karlsruhe und Raßstatt. Moreau suchte inzwischen das Kinzigtal zu erreichen, fand es aber schon durch die Österreicher gesperrt. Er wählte den Weg durch das Höllental auf Freiburg. Karls Ziel war es, Moreau abzufangen. Feldmarschall-Leutnant Petrasch sollte ihm den Weg durch das Höllental verlegen, Feldzeugmeister Graf Latour sollte den Ausweg über Schliengen sperren. Generalmajor Nauendorf hatte Petrasch zu verstärken. Es gelang ihnen aber nicht, Moreau aufzuhalten. Dieser besetzte das Kandelmassiv und sperrte die schmale Pforte zwischen Schwarzwald und Kaiserstuhl. Dorthier mußte der Erzherzog kommen. Als Karl schon in Offenburg stand, befanden sich Petrasch noch in Hornberg, Nauendorf bei Villingen, Latour bei Donaueschingen und Möhringen, das Korps Condé mit Frelich bei Zollhaus. Sie hatten also den schwierigen Gebirgsmarsch noch vor sich.

Erzherzog Karl versammelte die für den Angriff im Rheintal bestimmten Korps bei Mahlberg, Gerbolzheim und Kenzingen. Er plante rasche, betäubende Schläge. Doch mußte er den Truppen noch einen Ruhetag gönnen. Im Korps Latour waren — in der Mitte des Gilbhart — 3000 Mann ohne Stiefel und Gamaschen eingetroffen. Die Sünden der Wiener Verwaltung rächten sich hier wie immer. Inzwischen griffen die von der Donau kommenden Korps am 17. Gilbhart bei Neustadt an. Moreau entsandte eine Division zum Sohlen Graben hinauf und schwächte sein Zentrum, dessen Schlüsselstellung Emmendingen war. Die Elz führte Hochwasser und erschwerte seine rückwärtigen Verbindungen. Generalmajor Nauendorf rückte im Elztal von Bleibach her vor. Prinz Condé erreichte St. Märgen. Es gelang, den Kandel zu besetzen. Am 19. Gilbhart schritten die Franzosen zum Gegenangriff. Sie vertrieben die Österreicher vom Kandel. Sie rückten bis Niederwinden vor. Im weiteren Verlauf des Kampfes drängte Nauendorf die Franzosen bis Denzlingen zurück. Wartensleben und Petrasch griffen in der Ebene erfolgreich an. Hier entschied der Erzherzog den Kampf, indem er persönlich einen Bajonettangriff auf Emmendingen führte. Auf dem rechten Flügel war Feldmarschall-Leutnant Fürst Fürstenberg nicht vorwärtsgekommen, da das Gelände unter Wasser stand. Aber nach dem Verlust von Emmendingen konnten die Franzosen sich trotz tapfern Widerstandes in Malterdingen, Köndringen und Teningen nicht halten. Feldmarschall-Leutnant Frelich schob seine Truppen schon durch das Höllental auf Freiburg vor.

Noch in der Nacht (20. 10. 1796) ließ der Erzherzog die Brücken über die Elz herstellen. Im Feuer des Kampfes unermüdlich, trieb er im Verein mit Nauendorf die Franzosen aus Denzlingen und dem Gündelsinger Wald. Graf Latour drängte über Nimbura vor. Fürst Fürstenberg stand noch in Kiegel. General Moreau erkannte, daß er sich nicht halten könne. Er entsandte die Division Desaix über Breisach auf die linke Rheinseite, damit er in die Pfalz marschiere und die Brücke bei Mannheim abbreche. Schon sah er den Besitz des Elsaß und der Pfalz gefährdet.

Karl mußte einstweilen damit rechnen, daß Desaix ihm über Kehl in den Rücken fallen würde. Um so entschlossener setzte er den Angriff fort. Am 21. Gilbhart zersprengte er bei Freiburg die französische Nachhut und vereinigte sich mit den Truppen Frelichs. Er entsandte ein Korps zur Blockade von Kehl und drängte mit der Hauptmacht Moreau nach, der von Steinenstadt am Rhein über Schliengen nach Kandern eine neue starke Stellung bezog.

Karl ließ den linken feindlichen Flügel durch die Korps des Prinzen Condé und des Fürsten Fürstenberg beschäftigen. Er selbst griff mit den Korps Latour und Nauendorf die feindliche Kernstellung bei Kandern an (24. 10. 1796). Bei Tagesgrauen regnete es in Strömen, in den Bergen fiel Schnee. Die Wege waren grundlos. Ein großer Teil des Geschützparkes blieb stecken. Die Kavallerie kam in dem aufgeweichten Boden nicht vorwärts. Karl ließ sich nicht beirren. Condé und Fürstenberg standen mittags vor Schliengen. Aber der Angriff auf Kandern stockte. Wieder stand der Erzherzog in der vordersten Linie. An der Spitze der Bataillone Nauendorfs erstürmte er mit einbrechender Nacht Kandern.

Moreau führte seine wiederum geschlagene Armee über den Rhein. Nur die Festungswerke von Sünningen und Kehl verteidigte er noch. Karl nahm diese nach entschlossener Belagerung. Kehl am 9. 1. 1797, Sünningen am 1. 2. 1797. Süddeutschland war von einem räuberischen, erbarmungslosen Feind befreit, es jubelte dem jungen Helden zu. Man verglich diesen nicht zu Unrecht mit dem Prinzen Eugen und dem jungen Friedrich. Selbst die Stände von Basel entsandten eine Abordnung nach Lörrach, um den Erzherzog zu beglückwünschen. Bescheiden entzog dieser sich den Ehrungen, wo er es nur vermochte.

Kaiser Franz schickte den Bruder dann nach Italien, wo General Bonaparte fünf habsburgische Armeen vernichtet und die Festung Mantua erobert hatte. Karl fand nur noch Trümmer eines Heeres vor, die nicht mehr ins Feuer zu bringen waren. Ich habe das alles und seine anschließende Tätigkeit zur Wiedererrichtung der Armee und wie Franz und Thugut seine Maßnahmen durchkreuzten und lähmten, in meiner „Glutenden Zeit — ein Weg aus Fesseln zur Freiheit“ geschildert. Als Karl nach Italien kam, sprach Bonaparte achselzuckend das Wort: „Bisher bekämpfte ich Armeen ohne Feldherren; jetzt werde ich einen Feldherrn ohne Armee bekämpfen!“

Trotz aller Warnungen Karls, der die Armee in ihrem unfertigen Zustand kannte, glitt die habsburgische Monarchie in den Dritten Koalitionskrieg hinein. Mit den Franzosen kämpften nicht nur die Elsäßer und Lothringer, sondern auch die anderen linksrheinischen Deutschen, dazu schweizerische, vlämische und holländische Hilfstruppen. Bonaparte beschloß, auf drei Linien gegen Wien vorzugehen, durch Oberdeutschland, durch die Schweiz und durch Oberitalien. Er hatte nach dem siegreichen Feldzug von 1797 die Schweiz bereist und erkannt, daß Mitteleuropa hier seine natürliche Zitadelle besitzt. César de Laharpe im Waadtland, der einstige Erzieher des Zaren Alexander I., und der Oberstzunftmeister Peter Ochs von Basel hatten die verfallenen ständischen Regierungen in den Kantonen der Eid-

genossenschaft gestürzt. Die Helvetische Republik war entstanden. Alles unter tätiger Mitwirkung der Franzosen. Diese waren einmarschiert. Ihre Gewalttaten nach dem Muster Oberdeutschland kennt man aus dem Leben Pestalozzis. Bonaparte hatte sich in der Schweiz einen Stützpunkt geschaffen.

Erzherzog Karl erhielt den Oberbefehl in Süddeutschland. Er stand hier wieder Jourdan gegenüber. Die Franzosen waren bis zur Ostrach vorgedrungen, einem Fluß, der nahe Mengen in die Donau fließt. Karl wollte sogleich einen entscheidenden Schlag führen. Doch Jourdan zog sich nach kurzem Gefecht zurück (21. 3. 1799). Dafür faßte ihn Karl bei Stockach (25. 3. 1799). Hier duldeten es die Grenadiere nicht, daß der vergötterte Erzherzog selber in das Feuer stürmte. Aber sie brachen die feindliche Stellung auf. Die österreichischen Reiter vollendeten den Sieg.

Der Erzherzog wollte unverzüglich in die Schweiz vorstoßen, wo man die Gewalttaten der Franzosen satt hatte, wo aber das Bürgertum der Städte, besonders in Zürich, von den Ideen der französischen Revolution stark eingenommen war. Doch es gelang dem Freiherrn von Thugut, einen Gegenbefehl des Kaisers zu erwirken. Karl blieb untätig in Oberschwaben stehen. Er mußte, wie so oft, seinen Jörn verbeißen. Bonaparte war fern in Ägypten. Die Österreicher kämpften in Italien glücklich. Die Russen unter Suworow erschienen dort. Massena hatte das Kommando über die französische Armee in der Schweiz. Er erhielt dazu jenes über die Armee in Oberdeutschland, wo Jourdan zurücktrat. Er besetzte die Höhen von Zürich und machte sie zum Mittelpunkt seiner Stellung. Karl sah sich in der Flanke bedroht und mußte eine Entscheidung erzwingen. Er fragte nicht lange in Wien an und marschierte auf Zürich. Er erstürmte in blutiger Schlacht die Stellungen Massenens (4. 6. 1799). Die französische Front brach zusammen. Die schweizerischen Hilfstruppen verliefen sich. Es wäre nicht schwer gewesen, die ganze Bastion bis auf den Jura zu besetzen. Doch Thugut, Karls verbissener Gegner, setzte wieder einen Befehl durch, der die Absichten des Feldherrn zunichte machte. Dieser mußte einen großen Teil seiner Truppen nach Italien abgeben. Karl erhielt auf seine Vorstellungen in Wien nicht einmal eine Antwort und mußte bei Zürich stehen bleiben. Er lehnte alle Ehrungen in der Stadt ab

und bewohnte eine schlichte ländliche Mühle. Lavater besuchte ihn hier und gewann einen tiefen Eindruck von der Persönlichkeit des Erzherzogs.

Auf Befehl von Wien ging Karl mit der Armee an den Neckar ab. Er äußerte später über diesen Befehl: „Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Überzeugung mit dem Gefühl aufgibt, auch seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen, ist einer der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohl zu bringen verbunden ist.“ Er erstürmte unter schweren Verlusten Mannheim (18. 9. 1799). In Vlandern war es zu einem erbitterten Aufstand gegen die Franzosen gekommen. Die Vlamen hofften auf ihn. Aber Karl sollte nun wieder in die Schweiz gehen. Suworow führte seine Armee in dem bekann- ten kühnen Zug über den Sankt Gotthardt. Karl stand in Donaueschingen. Er wollte sich mit Suworow vereinigen. Der verärgerte Jar befahl diesem die Heimkehr. Karl konnte keinen seiner Pläne durchführen; stets sah er sich von Thugut gehemmt. Er erkrankte in Donaueschingen und legte den Oberbefehl nieder. Es kam nach der Niederlage des Erzherzogs Johann bei Hohenlinden zum Schmachfrieden von Lüneville, zum Reichsdeputations-Hauptschluß. Nach den Schlachten von Aspern und Wagram ging Napoleon mit dem Gedanken um, Kaiser Franz zu entthronen und Karl an dessen Stelle zu setzen. Dieser überhörte das Angebot geflissentlich. Er besaß auch nicht die dämonische Größe und Härte, über die Befehle seines Hauses hinwegzuschreiten und dann ein nach seinen Gedanken erneuertes Österreich gegen Napoleon in die Waagschale zu werfen. Es hätte an der Seite Preußens geschehen müssen. Karl erkannte klar, daß nur die gesammelte Kraft der Deutschen den Korps überwinden könne. Er vertrat bei dem Kaiser den Gedanken eines Ausgleichs mit Preußen. Die Monarchie müsse diesem die Vorherrschaft in Deutschland überlassen und ihre Aufgabe im Südosten suchen. Er fand ein ungnädiges Gehör. Franz hegte immer Mißtrauen gegen den Bruder, den gefeierten Heros der Wiener. Im Jahre 1813 stellte Karl sich wieder zur Verfügung. Auch Metternich mochte ihn nicht an der Seite der Blücher und Gneisenau sehen. Man verwendete den genialen Feldherrn erst am Schluß der Freiheitskriege, indem man ihn als Gouverneur von Mainz kaltstellte.



# Die romanische Baukunst am Oberrhein.

(3. Folge.)

## II. Die Hirsauer Schule.

Im 11. Jahrhundert entstand in Hirsau im Nagoldtal durch die Einführung des Kluniazenserordens, einer Reform der Benediktiner Regel, ein geistiges Kulturzentrum von besonderer Art und Bedeutung. Damit begann auf deutschem Boden eine kirchenpolitische, strenge, herbe und asketische Richtung, die sich rasch über die deutschen Gauen ausdehnte. Sie bedeutete wohl gegen die immer freier gruppierende und reicher verzierende Richtung der damaligen Kunst einen Rückschlag, erhielt aber infolge der strengen Disziplin der neuen Ordensregeln und gottesdienstlichen Ordnung ihre besondere Prägung und architektonische Formgebung auf deutschem Boden. Die Hirsauer waren eifrige Anhänger und Streiter des Papsttums gegen das Kaisertum und vermochten ihre Kluniazensische Reform in raschem Tempo in Schwaben, Bayern, Österreich, Thüringen und Hessen zu verbreiten.

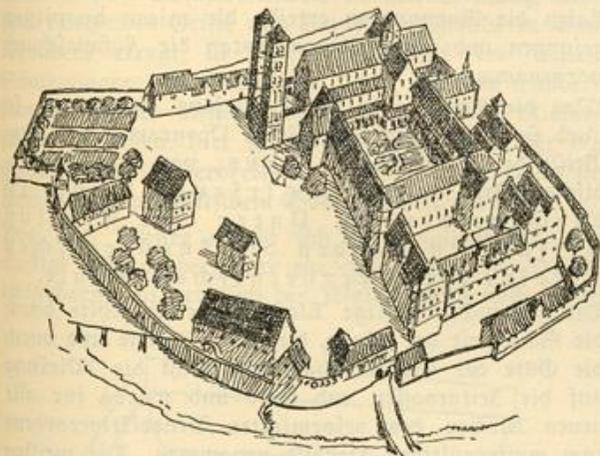


Abb. 12. Kloster Hirsau.

Das Stammkloster in Hirsau besaß zwei Kirchen. (Abb. 12.) Zunächst wurde dort im Jahre 1059 die dreischiffige Aureliuskirche als Ersatz einer einschiffigen Kirche des 9. Jahrhunderts errichtet. Sie war eine kreuzförmige Säulenbasilika mit Querschiffapsiden, mit Kreuzgewölben in den Seitenschiffen, zwei westlichen Türmen und repräsentierte in ihrem Bauarakter einen fränkischen Bau in Schwaben, abhängig von den fränkischen Vorbildern. Zehn Jahre später übernahm Mönch Wilhelm von St. Emmeram in Regensburg die Leitung des Klosters und wurde 1071 Abt dortselbst. In dieser Zeit nahm er unter dem Einfluß des Abtes Bernhard von Marseille die Kluniazensische Reform an. Durch einen Freund Ulrich, Senior von Cluny, erhielt er eine schriftliche Darstellung der Kluniazensischen gottesdienstlichen Gebräuche. Zudem sandte er dann

noch dreimal je zwei Mönche zum Studium nach Cluny. Indessen baute er den Chor der Aureliuskirche in Kluniazensischem Sinne um und legte statt der Querschiffapsiden zwei Nebenchöre an. Von dem Chore sind jetzt nur noch die Fundamente erhalten, während die unteren Teile des Langhauses in ursprünglicher Form noch heute zu sehen sind. Diese Kirche genügte bald nicht mehr den Anforderungen, weshalb Abt Wilhelm in den Jahren 1082 bis 1091 als Musterbau der Hirsauer Schule die St. Peter- und Pauls-Kirche in Hirsau errichtete. Damit übertrug er das Bauprogramm der Majoluskirche von Cluny und die consuetudines dieses Ordens nach Deutschland. Von Bedeutung ist, zu erwähnen, daß nicht die Architektur von Cluny, der burgundische Stil, in allen seinen Einzelheiten architektonisches Vorbild für Hirsau und deren Tochterkirchen wurde, sondern nur das Programm der Kongregation und ihre Ordensregeln. Man trug demnach bei der neuen Kirchenanlage insbesondere einer klaren Disposition für den Ablauf der liturgischen Handlungen und auch der zunehmenden Zahl der Mönche Rechnung.

Die neuerbaute Kirche in einer Länge von 97 m konnte den Anspruch erheben, die größte romanische Klosterkirche Deutschlands zu sein. Von Ludwig XIV. wurde sie 1692 durch Brand zerstört. In ihrem verfallenen Zustand war sie darauf der Ausbeutung als Steinbruch preisgegeben. Heute sind nur noch der nördliche Turm der Westseite und Stümpfe der Umfassungsmauer erhalten. Aus den umherliegenden Mauer- und Säulenresten und aus einer Ansichtszeichnung des 18. Jahrhunderts ließ sich jedoch noch einigermaßen eine Rekonstruktion durchführen.

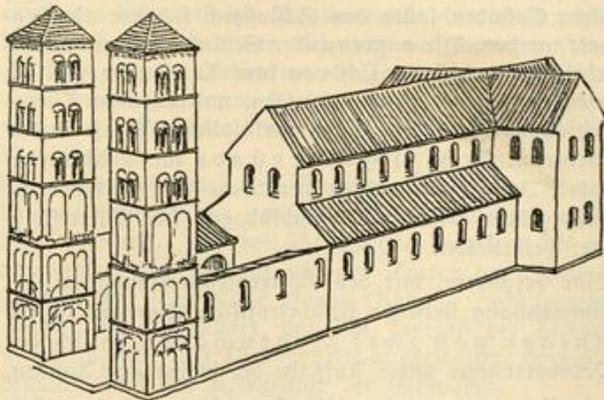


Abb. 13. Klosterkirche St. Peter und Paul in Hirsau.

Die St. Peter- und Pauls-Kirche (Abb. 13) war eine dreischiffige Säulenbasilika mit Querschiff und Chorraum im Sinne der Karolingischen Form des lateinischen Kreuzes, mit einem Atrium, an dessen Westseite zwei

Türme standen. Der Grundriß ist der erste in reinem quadratisch gebundenem System, obgleich man keine Wölbung darüber vornahm. Auch die Seitenschiffe sind in das Quadratnetz einbezogen. Die Beibehaltung der Flachdecke gehört zu den besonderen charakteristischen Merkmalen des Hirsauer Bauprogramms. Allein das letzte östliche Joch der Seitenschiffe erhielt ein Kreuzgewölbe, da sich über dieses Türme aufbauten oder aufbauen sollten. Das Stück des Mittelschiffes zwischen diesen beiden Türmen (minor chorus genannt), erhielt vielleicht ein Tonnengewölbe zur gegenseitigen Turmverspannung. Eine weitere Eigenart der Hirsauer Schule ist das Fehlen der Empore, der Krypta und des reicheren Ornaments. Das Fehlen der Krypta in der Aureliuskirche, das durch das Vorhandensein von hohem Grundwasser begründet ist, wurde offenbar in blinder Nachahmung auf St. Peter übertragen. Vielleicht geschah dies auch, um dem Wölbungsproblem auszuweichen oder aber als Ausdruck einer oppositionellen Neuerung gegenüber den Gepflogenheiten der Benediktiner. Das Ornament war noch vorwiegend geometrisch. Es fehlte das vegetabilische und figurale Ornament fast völlig. Vor dem 12. Jahrhundert ist eine routinierte Steinplastik nicht bekannt. Selbst in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist sie noch spärlich. Erst in der zweiten Hälfte begann eine große zusammenhängende Tätigkeit.

Nach alter Benediktineranordnung erfolgte in der Kirche eine räumliche Trennung dergestalt, daß die östliche Hälfte des Kirchenbaues wie Presbyterium, Chor und Querschiff die eigentliche Mönchskirche, die westliche mit dem Langhaus die Laienkirche bildete. Nach dem Hirsauer Bauprogramm gehörte zu dem in der Vierung gelegenen Chor noch das unmittelbar anschließende Ostjoch des Langhauses als sogenannter minor chorus. Kennzeichnet ist dieser Raum durch die letzte Stütze vor dem Vierungspfeiler, die keine Säule wie die übrigen, sondern ein Pfeiler ist, der manchmal, wie oben schon erwähnt, einen Schwibbogen quer über das Mittelschiff erhielt. Aus liturgischen Gründen sollte das Schlussjoch sichtbar abgegliedert werden. Die angrenzenden Schlussjoche der Seitenschiffe unterschieden sich von dem Laienraum vielfach dadurch, daß sie gewölbt waren, und darüber Türme erhielten, wie das z. B. in vorbildlicher Weise in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt zur Ausführung kam. In Hirsau wurde der Bau der Seitentürme aufgegeben. Nur der Schwibbogen im Mittelschiff war beibehalten.

Eine besondere, mit der Gottesdienstordnung im Zusammenhang stehende Kluniazensische Eigenart ist die Anlage von zwei Nebenchören seitlich des Presbyteriums unter Aufgabe der bisherigen Apsiden.

Die Rangordnung der Mönche richtete sich im allgemeinen nach dem Tag des Eintritts in den Konvent. Die ältere Trennung von Priestern und Sängern, d. h. der höheren und niederen Geistlichkeit war aufgehoben. Nach Benediktinischer Auffassung waren alle Mönche gleich. Allein der Unterschied von Mönchen mit und ohne Priesterweihe blieb bestehen, und im Gottesdienst hatten sie örtlich verschiedene Plätze. Da der Gottes-

dienst fast ununterbrochen andauerte und fast nur in der ersten Nachthälfte aussetzte, war die strenge Disziplin unerläßlich.

Die messelesenden Priester befanden sich im Chorraum, wo die Altäre standen. Der Hauptaltar davon frei in der Mitte, drei weitere davon in Hirsau an der geraden Schlusswand. Je ein Altar stand in den parallelen Nebenchören. Früher waren diese Nebenchöre vom Chorraum durch Mauern geschieden, da sich dahin die Mönche zu Andachts- und Busübungen zurückzogen. In Hirsau ist diese Wand durch eine Doppelarkade aufgelöst, wie noch in vielen Beispielen der Hirsauer Kongregation. Entweder hörten die strengen Busübungen (Geißelungen) der Frühzeit auf oder man behalf sich mit Vorhängen.

In der Vierung befand sich das Chorgestühl der Mönche und war durch einen Mittelgang in zwei Hälften geteilt. Auf den Ehrenplätzen saßen der Abt, der Prior und die Senioren mit dem Gesicht gegen den Altar gewandt.

Die conversi hatten im nördlichen Querflügel ihren Platz. Die zeitweise vom Psalmodieren befreiten Mönche waren in dem minor chorus, in dem schmalen Raum vor der Vierung untergebracht, während die Kranken gesonderten Gottesdienst in der Marienkapelle beim Krankenhaus hatten.

Am Ostende des Laienraumes im Mittelschiff stand ein Kreuzaltar (Laienaltar). An diesem wurden den Laien die Kommunion erteilt, die missa hospitum gesungen und am Gründonnerstag die Fußwaschung vorgenommen.

Was die künstlerische Seite Hirsaus anbelangt, so blieb sie außer dem liturgischen Programm von dem Geiste der Architektur Clunys, von dem burgundischen Stil unberührt. Hirsauer Kunst ist durchaus deutsch. Unter dem Einfluß Hirsaus entstanden die künstlerischen Erfolge der oberrheinischen Schule.

Die eindrucksgewaltige Klosterkirche verfehlte durch die Schönheit der Masse, die klare Anlage und durch die Güte der Quaderbehandlung nicht die Wirkung auf die Zeitgenossen und Äbte und wurde für alle neuen Kirchen des reformierten Benediktinerordens zum mustergültigen Vorbild genommen. Die meisten Klosterkirchen erstanden nach dem Musterbau Sankt Peter in Hirsau, behielten die Flachdecke bei und blieben als konservative Architekturgruppe den Gewölbekirchen gegenüber stehen.

Das älteste erhaltene, rein hirsauische Beispiel ist die Klosterkirche in Alpirsbach. Als würdiger Vertreter der zerstörten Kirche St. Peter in Hirsau macht sie noch heute einen imposanten Eindruck und ist eine der edelsten romanischen Kirchenbauten Süddeutschlands.

Die Gründungsurkunde datiert vom Jahre 1095. Als Stifter werden Kottmann von Hausen, Adalbert von Zollern und Alwie von Sulz genannt.

Das ursprüngliche Bild der Kirche ist noch heute fast unverändert; das ist eine Seltenheit unter den romanischen Basiliken. Als dreischiffige, flachgedeckte Basilika auf der Grundlage des lateinischen Kreuzes und des quadratisch gebundenen Systems gliedert sie sich

im Langhaus, Querschiff, Vierungsquadrat und dreiseitigen Chor. Alles ist nach den symbolischen Urformen Quadrat, Würfel und Kreis durchgeführt. Das ursprüngliche Paradies vor dem Westportal erfuhr im 18. Jahrhundert eine umfassende Veränderung. Das Hirsauer-Westurmpaar fehlte in Alpirsbach. Sinegen ist dem Hirsauer Schema widersprechend an der nördlichen Altarhausseite ein Turm aufgeführt, der vermutlich einem späteren Datum als der Entstehungszeit der Kirche angehört. Über den Schlußjochen der Seitenschiffe waren wohl Osttürme geplant, was noch an dem letzten Stützenpaar vor der Vierung in der Gestalt von Pfeilern zu erkennen ist. Ausgeführt wurden sie aber nicht wie noch in manch anderen Kirchen der Hirsauer Kongregation. Es fehlen hier, wie auch in Hirsau, die Krypta, die Empore und das reiche Ornament. Die große Schlichtheit, die Einfachheit der Kunstformen und das Zweckmäßige spiegelt völlig den Sinn des auf weltliche Kirchenmacht gerichteten Ordens. Charakteristisch ist die Steilheit der Proportionen. Das Innere, verglichen mit den Raumproportionen des Reichenauer Münsters, bewirkt ein verändertes Raumgefühl.

Ein strenger, wehrhafter Sinn kommt hier im ganzen Bau zum Ausdruck. Von edlen Verhältnissen sind die trotzigen Säulen mit den hohen attischen Basen und den Hirsauer Würfelkapitellen.

Was unsere Aufmerksamkeit in diesem streng nach dem kirchlichen Geiste von Cluny durchgeführten Bau besonders erregt, ist die Säulenplastik des letzten Säulenpaares im Laienraum. Hier hatte in wunderbarer Art der altgermanische Götterglaube Niederschlag gefunden, hier wurde in klassischer Weise die germanische Götterdreiheit vereinigt, wie wir sie kaum noch auf deutschem Boden entdecken können.

Vor dem Kloster erhebt sich der „Heilenberg“, der einstige Wotansberg, der ein Heiligtum, eine Volksburg barg, auf dem sich der Wotansdienst noch lange

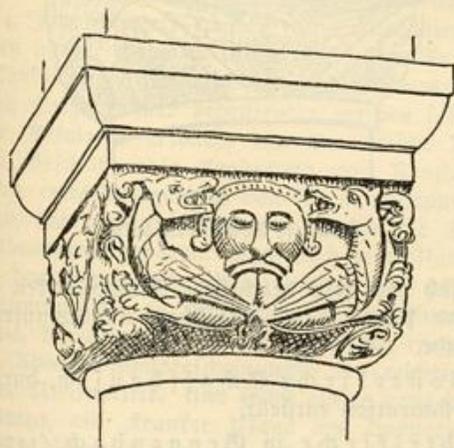


Abb. 14. Wotanssäule.

gehalten hat. Der Wotansglaube verband und verwurzelte sich dadurch innig mit der schwäbischen Volksseele. In dem einst weltabgeschiedenen Tale von Alpirsbach und in dem beharrlichen Wesen des schwäbischen Menschenschlages hatte sich daher das germanische Erbgut lange erhalten. Noch heute weiß der dortige

Volksmund von dem Berggeist von Alpirsbach, von den Erdmännlein und dem Muathisheer zu erzählen. So gab der Wotansberg sicherlich den Anlaß zu der trefflichen bildnerischen Schöpfung der beiden Säulen, der Wotanssäule rechts mit der Götterdreiheit und in der Walkürensäule links mit den schwäbischen Heldenköpfen.

Nach der Auslegung von E. Weiß („Germanische Götter in der Klosterkirche“) liegt hier der Gedanke der Irminsäule zugrunde, der Weltgedanke in Gestalt eines Baumes, in dessen Laubgewölbe — als

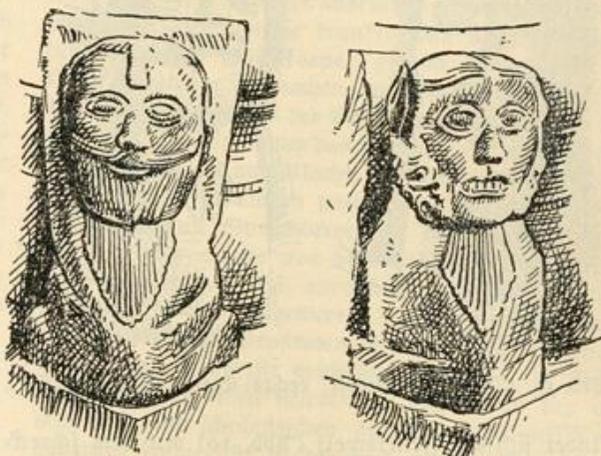


Abb. 15. Links: Donar; rechts: Ziu.

Symbol des Himmels — die Götter thronen. Zwiefach ist der Weltantrieb durch die männliche und die weibliche Säule.

Im Kapitell, in der Bekrönung der Wotanssäule (Abbildung 14), gleichsam in Walhall blickt Wotan nach den vier Seiten der Welt, und in dem Blattwerk findet die Weltesche, in deren Wipfel das Götterreich liegt, Andeutung.

feierlich und erhaben ist das vierfache Antlitz des Allvaters Wotan, unübertrefflich sein grübelndes Wesen und sein Geist in derben, rohen Schlägen gemeißelt. Aus seinem Kopf, dem Sitz seiner Seele, entinnen die göttlichen Drachenraben, die schon zahllos in Bodenfunden der Eisenzeit nachzuweisen sind, als seine eigenen Gedanken. Er sendet jeden Morgen diese Raben Hugin und Munin in die Welt; sie kehren zurück und berichten ihm, an den Ohren sitzend, die Neuigkeiten.

So wie das Kapitell der Säule die Krone des Weltbaumes bedeutet, so verkörpert der Säulenfuß Hel, die Unterwelt. Auf der Basisplatte befinden sich in diagonaler Richtung die übrigen Götter der Götterdreiheit: der jugendliche Donar (Abb. 15) mit seinem großen, roten Vollbart, und Ziu, dereinst der höchste Himmelsgott. Mit Pferdeohren ausgestattet, versinnbildlicht Ziu den Kriegsgott der Schwaben.

In ihrer Vorstellung lebte er mit solcher göttlichen Auszeichnung. Ohren und Hörner wurden dereinst von Tierförmern übernommen und fanden sich auch als göttliche Auszeichnungen bei Plastiken im griechischen Altertum vor. Die vortretende, offene Mundstellung verrät den Kriegsruf des Schlachtengottes, den Schildgesang. Ein welliger, wilder Backenbart tritt stark hervor im Gegensatz zu dem flächig gebil-

deten, streng frisierten Kinnbart und dem gescheitelten Haupthaar als Ausdruck der Hoheit. Donar trägt die Stirnlocke der svebischen Edlen.

Andererseits sind die „übers Kreuz“ mit diesen Göttern gesetzten Figuren der Reifriesen, der zur Strafhölle verdamnten Unholde. Auf dem einen Eck be-

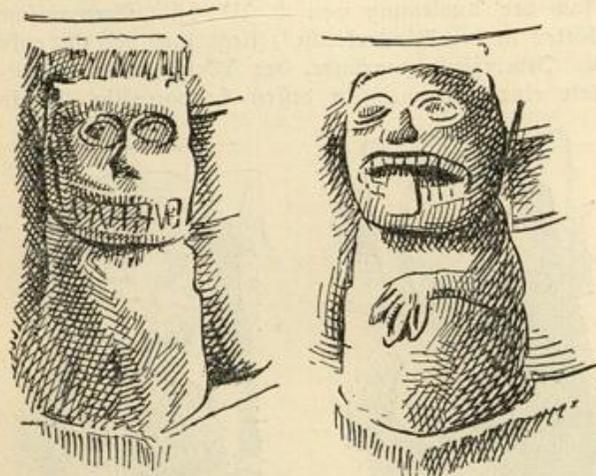


Abb. 16. Links: Fenriswolf; rechts: Etanaz (Leichenfresser).

findet sich der Fenriswolf (Abb. 16) mit dem schrecklichen Gebiß und den tierischen Fangzähnen; auf dem anderen ein Etanaz (Abb. 16), ein Leichenfresser mit Tierleib und Menschenkopf, wie ihn Tacitus anführt. Unsere Märchen gestalten ihn zum Menschenfresser.

Roh und unbeholfen und dennoch meisterhaft sind diese Basisgestalten, die sich aus dem Flachschnitzwerk des Zimmermanns heraus entwickelten.

Bemerkenswert ist aus der Herabsetzung der beiden Götter Donar und Ziu in die Unterwelt (Hel) für jene Zeit die Erhebung und Verherrlichung des Eingottes Wotan. Dies geschah vielleicht schon vor dem Eindringen des Christentums.

Besonders fesselt unser Auge die Walkürensäule (Abbildung 17), die wir als eine Art Kriegerehrenmal aus der Zeit des heftigen Streites zwischen Kaiser und Papst anzunehmen haben. Oben an den Kapitellecken befinden sich die Idisen, die Schwangfrauen im gefiederten Schwangewande, vielleicht eine Vervielfältigung der ersten Walküre Freya und an der unteren Flachsseite des Kapitells derbe schwäbische Heldenköpfe. Verschlungen und verstrickt in deren Seilband, dem Nornenseil, dem Schlachtgewebe des Walkürenlieds sind sie in die Ewigkeit, in Walhall abberufen.

Unter jedem Idisenhaupt ist das gleiche symbolhafte Ornament angebracht. Es stellt den jedem Gefallenen zugehörigen Weltbaum dar, der von einem ankerartigen Gebilde zu den Himmeln neuer Sonnenzeiten emporgehoben wird. (Dr. Wirth weist dies schon aus den Steinzeiten nach.)

Das Kapitell ist zu einer wahrhaft vollendeten künstlerischen Einheit gemeistert.

Auf den Basisecken sitzen die Erdmännlein Alpirsbachs. Diese Zwerge gehören der Walküre Freya an. Erwähnt seien noch die zu beiden Seiten der äußeren Chorapside befindlichen schlanken Wandsäulen mit einem härtigen Kopf und darüber ein Löwe als romanische Wasserspeier. In dieser Merkwürdigkeit und Seltenheit der Darstellung an romanischen Kirchen erkennen wir deutlich Sonnensäulen, gegen Osten und Sonnenaufgang gestellt, und damit alte Sonnengedanken, die auf hethitische Vorbilder hinweisen und mit jenen Sonnensäulen eine Urverwandtschaft besitzen.

Eine mit den Scandinaviern verwandte Kunstsprache drückt das Torbeschlag mit dem Löwenkopf aus, dessen Beschlägreif aus den nordischen Bandverschlungen und den bekannten Drachennativen besteht.

Die frühere Bemalung der Kirche fand ihre Bestätigung durch die Auffindung eines Bilderzyklus unter der Tünche in der Hauptapside. In der Apsiswölbung die Kolossalfigur des thronenden Christus. Unter der majestas domini die Kreuzigungsgruppe und an den Seitenwänden das Drama des Weltgerichts.

Aus der großen Reihe der noch erhaltenen, baulich veränderten oder abgebrochenen Denkmäler im Zirsauer Geiste am Oberrhein seien noch folgende namhafte Säulenbasiliken genannt. Der Dom von Konstanz, in spätgotischer Zeit eingewölbt, zeigt noch das Charakteristische der romanischen Raumempfindung. Die Klosterkirche Petershausen dortselbst. Sie wurde im 19. Jahrhundert abgebrochen. Von ihr be-

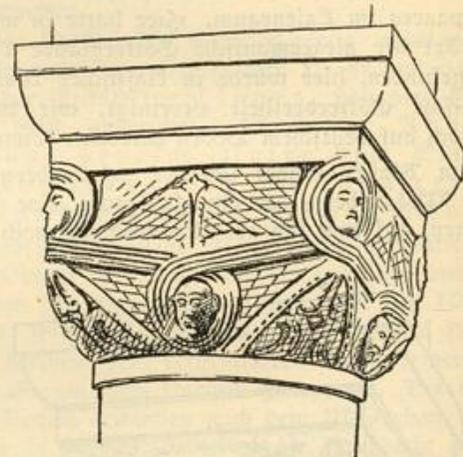


Abb. 17. Walkürensäule.

finden sich noch sehr beachtliche Steinplastiken (Kapitelle und Portal) im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe.

Die Klosterkirche Schaffhausen, durch spätere Restauration entstellt.

Die Abteikirche in Gengenbach (1120 neugebaut) mit Stützenwechsel und Schwarzach (zirka 1220), als eine der letzten Vertreterinnen der Zirsauer Schule. Beide gehören mit Reichenau zu den frühesten Gründungen am Oberrhein.

# Die neue Türkei.

## I.

Nur zu leicht vergißt das mit eigenen Sorgen allzu beschäftigte Europa, daß sich im nahen Osten seit dem Weltkriege politische und kulturelle Umwälzungen vollzogen haben, die gerade auch für uns Deutsche von hervorragender wirtschaftlicher und politischer Bedeutung sind. Das Vorhandensein eines Balkanbundes, bestehend aus den Staaten Türkei, Jugoslawien, Rumänien und Griechenland, schafft zusammen mit dem vorderasiatischen Bündnisblock, der aus den Ländern Türkei, Irak, Iran und Afghanistan besteht, mit gegenseitiger Verzahnung einen politischen Organismus, der von Südosteuropa bis an die Grenzen von Indien reicht. Die führende Rolle in diesem Organismus und das bedeutsame Bindeglied dieser Ländergruppen stellt die Türkei dar.

Im 11. Jahrhundert wurde Kleinasien durch die Westwanderung türkischer Stämme und durch die Verlegung der Militärgrenze des Islam zum Raume der Auseinandersetzung zwischen Byzanz und Islam, dessen dynamische Kraft durch die türkische Rasse zu besonderer Entfaltung gebracht wurde. Auf dem Boden Kleasiens entstanden um diese Zeit verschiedene Türkstaaten, von denen einer unter der Dynastie der Seldschuken die größte Bedeutung errang. Es sind die Heere dieses Seldschukenstaates, mit denen die Ritter Kaiser Barbarossas sich zu schlagen hatten. Als durch den Einfall der Mongolen im 13. Jahrhundert das große Seldschukenreich den ersten starken Stoß erlitten hatte und um 1300 der kleinasiatische Raum ein Bild türkischer Kleinstaaterei zeigt, sehen wir an der Westgrenze gegen Byzanz, im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, in Bithynien einen dieser Kleinstaatereiche immer mehr an Macht gewinnen. Es war dies der Türkenstaat, der, unter der Dynastie Osman stehend, in der Folge immer bedeutender werden sollte. Aus dieser Keimzelle erwuchs das Osmanische Reich, in dessen Geschichte die Eroberung von Konstantinopel und die erste Belagerung von Wien Höhepunkte darstellten, die zugleich Wendepunkte für die Geschichte des Abendlandes waren. Auch nach dem Machtverfall blieb das Osmanische Reich wegen der ungeheuren Ausdehnung, die es im Laufe der Jahrhunderte in Europa, Afrika und Asien erreicht hatte, trotz allmählicher Abbröckelungserscheinungen ein wichtiger Faktor der Weltpolitik. Und selbst als es ganz heruntergekommen, als „franker Mann am Bosphorus“, nur mehr ein Zerrbild der alten Macht darbot, blieb das Osmanische Reich wegen der verschiedenen Interessen der europäischen Großmächte das Jünglein an der Waage des sogenannten europäischen Gleichgewichts — nur daß die Hand an diesem Jünglein nicht die der Türken selber war. Denn politisch und wirtschaftlich geschwächt, wurde das Osmanische Reich mehr zum Objekt als zum Subjekt der Weltpolitik. Je drohender die Zeichen des Verfalls am Horizonte standen,

desto mehr zeigte sich in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts, daß der Mann am Bosphorus zwar wegen der Hypertrophie auseinanderstrebender, andersvölkischer Bestandteile krankte, daß aber der eigentliche türkische Volkskörper gesund genug war, den Weg nationalen Erwachens zu finden. Wie fast immer in der Geschichte der Völker, erwächst aus der Idee und der Weltanschauung das Fundament späterer politischer Gesundung und Macht. In Dichtung und Publizistik wurden die neuen nationalen Ideen propagiert, eine puristische Sprachbewegung begann, der Inhalt der Dichtung wurde von der formalistischen literarischen Tradition gelöst, europäische Probleme wurden übernommen und umgewertet, das Kulturleben wurde reformiert, alles Großtaten, die heute ob aktuellerer Erfolge oft verblaßt erscheinen. Gerade im Schulwesen galt es einen gewaltigen Schritt zu tun vom mittelalterlich scholastischen, durchaus muslimisch aufgebauten Unterricht zu der nach europäischen Grundsätzen reformierten Schule. Die Mühe und Arbeit, ja, das Revolutionäre der Tat, das Volks-, Mittel- und Hochschulwesen aus der Hand der Theologen zu reißen, kann erst richtig gewürdigt werden, wenn man bedenkt, wie sehr gerade in den Ländern des Islam die Religion das gesamte Leben durchdringt. Die Trennung der Gewalten, hier Staat — hier Theologenschaft, war eine der Thesen des Vorkriegsnationalismus der Türkei, wobei aber das *sum cuique* eine Berücksichtigung fand, die dem liberalen Ideal der Zeit entsprach. Erst in der Türkei der Gegenwart ist durch Aufhebung des Kalifats, der Medressen, d. h. der religiösen Hochschulen, durch die Beseitigung der Dervischorden und des religiösen, kanonischen Rechtes der letzte Grad der laizistischen Entwicklung erreicht worden.

Auch vor dem Kriege hatte der nationale Gedanke bereits einen Niederschlag in der Politik gefunden. Das Komitee für Einheit und Fortschritt (Ittihad u Terakki) umfaßte alle jene aufbauwilligen nationalen Köpfe der Türkei. Die politische Lage konnte aber damals der reinen nationalistischen Idee noch nicht zum vollständigen Siege verhelfen. Dazu mußte erst die Katastrophe des Weltkrieges kommen, in der die Türkei der Übermacht der Feinde unterlag. Im sogenannten Frieden von Sèvres, einem jener uns nur zu gut bekannten Pariser Vorortsdiktate, war die Vernichtung der alten Türkei ausgesprochen worden. Unter dem Eindruck der Kanonen der Alliierten zeichnete eine schwächliche Sultansregierung am 30. August 1920 einen „Frieden“, der Auflösung bedeutete. Der europäische Besitz der Türkei mit Ausnahme von Konstantinopel und einem kleinen Hinterland wurde Griechenland übertragen. Die arabischen Landesteile wurden abgetrennt. Aber selbst das eigentliche Türkenland, Kleinasien, verblieb nicht im Besitz

der Türkei. Im Nordosten und Osten wurden große Gebiete für einen zu bildenden armenischen und einen kurdischen Staat abgetrennt. Die Zone um Smyrna erhielt in etwas verschleierter Form Griechenland. Südost-Anatolien, Cilicien, bis tief ins Zentrum Kleinasiens hinein wurde französische, das Gebiet von Antalya, Konya und Ereğli italienische Einfluszone. Der Türkei war, außer dem stets bedrohten Sitz an den internationalisierten Meerengen des Bosphorus und der Dardanellen, nur ein Stück Land um Ankara mit einem kümmerlichen Ausgang zum Schwarzen Meer verblieben.

Unter dem starken Druck der Feindmächte gewann der nationale Gedanke immer mehr an Boden, und der Türkei erwuchs ein Führer, Mustafa Kemal, oder wie er heute heißt, Kamal Atatürk.

Am 18. Mai 1919 landete der General Mustafa Kemal Pascha in Samsun. Er war nach Nordost-Anatolien entsandt worden, um die Demobilisierung durchzuführen, sah aber seine Stunde gekommen, die nationale Verteidigung aufzubauen und die national gesinnten Kräfte zu sammeln und zu organisieren. Unbeirrt der Verfolgungen durch die in der Hand der Feindmächte zur Puppe gewordene Zentralregierung in Konstantinopel, baute er einen Widerstand auf, der den Alliierten bald ernste Sorge zu bereiten begann. Freischaren, primitiv bewaffnet, errangen beachtliche Erfolge. Aus diesen Freischaren errichtete Mustafa Kemal eine nationale Armee, die imstande war, dem von den Alliierten unterstützten Heer der Griechen Widerstand zu leisten; denn am 22. Juni 1920 hatte der sogenannte Unabhängigkeitskrieg begonnen, den die neue nationale Regierung zu Ankara gegen die Griechen führte, während die Stambuler Sultansherrschaft nicht nur untätig zuschauen mußte, sondern sogar als Werkzeug der Alliierten aktiv gegen die Nationalisten vorzugehen gezwungen worden war.

Ankara führte eine geschickte Außenpolitik, schloß einen türkisch-französischen Waffenstillstand und verstand es, am 16. März 1921 einen günstigen Vertrag mit Rußland nach Hause zu bringen, der der nationalen Regierung Rückendeckung und materielle Vorteile verschaffte, die für die Weiterführung des Unabhängigkeitskrieges von äußerster Wichtigkeit waren. Die Italiener und Franzosen räumten 1921 die von ihnen besetzten Zonen in Anatolien, und das Heer der nationalen Regierung schlug unter dem Oberbefehl Mustafa Kemals in mehreren Schlachten die griechischen Armeen, die bis zum Flusse Sakarya vorgeedrungen waren, nun aber in wilder Flucht bis an das Mittelmeer jagten. In den ersten Septembertagen des Jahres 1922 war das Schicksal der Griechen besiegelt und die nationale Regierung Herr der Lage. Die Voraussetzungen für die Konferenz von Lausanne waren somit geschaffen.

In dem am 24. Juli 1923 geschlossenen Frieden von Lausanne erhielt die Türkei alle von einer türkischen Mehrheit bewohnten Gebiete in Ostthrazien und Anatolien zurück. Die Grenzen im Osten wurden anerkannt. Mit Griechenland schloß man ein Bevölkerungsaustausch-Abkommen, demzufolge sämtliche Griechen der Türkei, mit Ausnahme derjenigen, die nach Stambul heimatzuständig waren, gegen in Griechenland fest-

hafte Türken ausgetauscht werden sollten, was inzwischen auch geschehen ist. Zwar sind die arabischen Gebiete des Osmanischen Reiches und das Mosulgebiet verloren, auch die Entmilitarisierung der Meerengen ist durchgeführt und erst im Jahre 1936 wieder aufgehoben worden, aber national geeint und politisch völlig unabhängig trat die Türkei ihr neues Leben an. Nach dem glänzenden militärischen und diplomatischen Sieg wurde der neue Staat auch innenpolitisch gefestigt und ausgebaut. Am 1. November 1922 wurde das Sultanat abgeschafft und der letzte Sultan floh nach Malta. Der Thronfolger Abdül Mecid wurde zum Kalifen erwählt, doch wurde auch das Kalifat am 3. März 1924 aufgehoben und die Dynastie Osman des Landes verwiesen. Die Türkei hatte somit eine der Hauptbindungen an die islamische Gemeinschaft gelöst. Nach einstimmiger Wahl der Großen Nationalversammlung war am 29. Oktober 1923 Mustafa Kemal zum Präsidenten der Republik gewählt worden. Mit Hilfe der Republikanischen Volkspartei, der nunmehr einzigen Partei in der Türkei, regiert Atatürk mit seinem Kabinett autoritär den Staat, wenn auch der Nationalversammlung bei der legislatorischen Tätigkeit eine besondere beratende Mithilfe zukommt. Diese Totalität des Staates ist nicht sofort eingetreten, sie ist vielmehr das Ergebnis angestrebter und geschickter Arbeit des genialen türkischen Staatspräsidenten und seiner nächsten Freunde, unter denen besonders der langjährige Ministerpräsident İsmet İnönü hervorragt.

Die neue Türkei, fast doppelt so groß wie Deutschland, mit über 16 Millionen Einwohnern, wurde von Grund auf reformiert. Die Landwirtschaft wurde vom drückenden Joch befreit und erhielt besonders starke Förderung durch Schulen und Versuchsstationen. Eine junge Industrie wurde aufgebaut, deren Erzeugnisse bereits jetzt den Außenhandel der Türkei beeinflussen. Das Gerichtswesen wurde durch die Aufhebung der religiösen Gerichte zu einem Instrument moderner Rechtsprechung, die auf der Rezeption europäischer Gesetze fußt, des Schweizer Zivil- und Obligationenrechts, des italienischen Strafrechts und des neuen Handelsgesetzes nach italienischem und deutschem Muster. Die Eisenbahnpolitik versah das Land mit einem sowohl strategisch wie wirtschaftlich bedeutenden Eisenbahnnetz. In den ersten zehn Jahren waren allein 2000 km neue Bahnlinien gebaut worden. Unter den vielen Reformen, die in ihrer Gesamtheit und Tragweite hier anzuführen unmöglich ist, muß eine besonders hervorgehoben werden: im Jahre 1928 wurde die arabische Schrift mit der lateinischen vertauscht, eine der größten Revolutionen, die sich auf kulturellem Gebiet in der Türkei vollzogen haben. Denn sie betraf nicht nur das Technische der graphischen Wiedergabe, sondern gab auch den Bestrebungen, eine neue, rein türkische Sprache zu schaffen, entscheidende Impulse. Durch das jahrhundertlange Leben innerhalb der islamischen Kulturgemeinschaft war eine mehr oder minder starke Überfremdung des Türkischen durch arabische und persische Sprachelemente erfolgt. Die Schriftreform und die eng mit ihr zusammenhängende Sprachreform mußte auch die schöne Literatur umwälzend beeinflussen.

Die auf einer reichen und langen Tradition fußenden deutsch-türkischen Beziehungen erhielten, nachdem 1924 die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland wieder angeknüpft waren, eine neue fruchtbare Fortsetzung. Die Berufung deutscher militärischer, technischer und landwirtschaftlicher Sachverständiger, die Errichtung einer landwirtschaftlichen Hochschule in Ankara mit deutscher Unterrichtsprache sind ein kleiner Ausschnitt

daraus. Bedenken wir noch, daß die Ausfuhr Deutschlands nach der Türkei sich seit 1933 um 31 Millionen RM. erhöht hat und 1935 eine Summe von 67,3 Millionen RM. darstellte, so scheint es Grund genug, sich mit Sprache, Kultur und Geschichte eines Volkes zu beschäftigen, das aus tiefen nationalen Impulsen heraus seinen Staat neu und lebensstark gestaltet hat.

## II.

### Die kulturelle Wandlung des Türkentums.

Die neue Türkei will nicht mehr als asiatischer Staat angesehen werden. Sie hat sich entschieden und vorbehaltlos der europäischen Zivilisation hingegeben und — soweit es im Rahmen der staatlichen Maßnahmen und der amtlichen Propaganda möglich ist — alle Bindungen zu der einstigen Türkei aufgehoben. Die Technisierung und Industrialisierung, die mit großer Begeisterung gefördert werden, verändern von Jahr zu Jahr das Gesicht eines Volkes, das noch gestern im Banne agrarisch-patriarchalischer, muslimischer Haltung stand und festumfassen war von den sittlichen und religiösen Meinungen einer noch teilweise in mittelalterlicher Scholastik steckenden Theologenschaft. Der Ruck nach Europa erfolgte so schnell und so gewaltsam, daß sich gewisse Zerrbilder nicht vermeiden ließen, daß nicht nur im Landschafts- und Stadtbilde, im Handel und Wandel und im Alltagsleben des Türken, sondern auch in seiner Seele Gegensätze aufeinanderprallten, Zug und Widerstand Abgründe aufrißen, über die keine Brücken der Tradition oder des langsamen, entwicklungsmaßigen Weiterwachsens führen. Diese gewaltige Umstellung, diese Bereitschaft, mit der Tradition zu brechen, könnten Erstaunen verursachen, wenn nicht die Geschichte der türkischen Rasse klar erkennen ließe, daß — vor allem auf kulturellem Gebiete — die Türken schon mehrmals einen inneren Umbruch mitgemacht hatten.

Als um 552 n. Chr. aus dem Kampf mit den Avarn der erste türkische Staat entstanden war, der sich von den Grenzen Chinas bis zum Don erstreckte, erwuchs hier im Herzen Asiens eine besondere türkische Kultur. In den sog. Orchon-Inschriften (732—735 n. Chr.), die uns der östliche Teil dieses Staates hinterlassen hat und die das erste türkische Sprachdenkmal sowie das erste türkische Geschichtswerk überhaupt darstellen, erkennen wir neben einer ingenios erdachten Schrift eine ausdrucksfähige Sprache und erfahren wichtige Einzelheiten über die Organisation dieses Staates und über das Volk der Türken, das uns bis dahin vorwiegend nur nach byzantinischen und chinesischen Quellen erkennbar war. Diesen Türkenstaat und seine Nachfolger sehen wir zum Gegenstand der verschiedensten Kultureinflüsse werden. Ist es auch nach Barthold zweifellos, daß die ersten, historisch erfassbaren Türken Schamanisten waren, so fanden auch Buddhismus, Zoroastertum, Manichäismus und nestorianisches Christentum bei ihnen und ihren Nachfolgern Eingang und Verbreitung. Mit diesen Religionen kamen auch die verschiedensten Schriftgattungen in Gebrauch, so die indische, die iranische, die soghdische, die manichäische

und die syrische Schrift. Neben den religiösen Einflüssen waren es vor allem auch die Handelsverbindungen, die die Türken mit der Umwelt in Beziehung brachten; darf doch nicht vergessen werden, daß die Türken damals die berühmte Seidenstraße nach China in ihrer Obhut hatten. Es gab also schamanistische, buddhistische, zoroastriische, manichäische und christliche Türken, eine Tatsache, die immer einen mehr oder weniger langen Sprung in eine fremde Kultur darstellt. Es war aber der Islam, der eine völlige Neuausrichtung und ein fast vollkommenes Vergessen ihrer alten Kultur, die selbst wieder, wie wir sahen, vielfältig war, den Türken gebracht hat. Wenn wir von Resten der Stammesagen und des alten nomadischen Gewohnheitsrechtes absehen, so haben die Türken nach der Übernahme der Religion des Propheten Muhammed schon damals endgültig mit der Überlieferung der Vergangenheit gebrochen. Im Jahre 642 hatten die Araber Persien erobert und Land und Volk den Stempel des Islam aufgedrückt. Nachdem Persien islamisiert war, konnte die Kultur dieser Religion weiter in das Gebiet der Türken vordringen. Obwohl die türkische Macht durch die Araber 738/39 entscheidend geschlagen wurde, waren es nicht militärische Maßnahmen, die das Türkenland mehr und mehr für den Islam gewannen. Muslimische Handelskolonien und Wanderdervische eroberten das türkische Volk für die neue Kultur. Türkische Volkselemente begannen im Reiche der Kalifen seit dem 8. Jahrhundert eine Rolle zu spielen und im 10. Jahrhundert griff der nach Südwesten gerichtete Zug eines großen Türkenvolkes, der Oguzen, elementar in die Geschichte des Kalifenreiches ein. Unter den ihre Unabhängigkeit erklärenden Provinz-Gouverneuren trat das türkische Element immer mehr in den Vordergrund, türkische Dynastien entstanden auf dem Boden des Islam, die den Kalifen zu Bagdad nur mehr als ideellen Oberherrn anerkannten. Von besonderer Bedeutung wurde das Reich der türkischen Dynastie der sogenannten Groß-Seldschuken, das den vorderasiatischen Raum in großem Ausmaß durchdrang.

Der Weg über Persien schenkte den nach Westen drängenden Türken wesentliche Züge der hochstehenden persischen Kultur, die auch im Rahmen des Islam sich eine besondere Eigenart zu wahren vermocht und eine besonders geprägte Sonderform muslimischer Kultur, Wissenschaft, Kunst und Lebensart herausentwickelt hatte. Es ist daher kein Wunder, daß auch die Türken Klein-Asiens im 11. Jahrhundert dahin eine in fast allen geistigen und kulturellen Dingen durch Persien

bestimmte Kulturform gebracht haben. Auf kulturellem und besonders literarischem und künstlerischem Gebiete läßt sich dieses Kulturerbe selbst noch im Osmanischen Reiche des 20. Jahrhunderts nachweisen. Der Machtverfall des Osmanischen Reiches und das Bemühen, hierfür die Gründe zu finden, die man vor allem in der zivilisatorischen und technischen Rückständigkeit sah, hatten die Blicke der Türkei aber bereits nach Europa gelenkt. Besonders fühlbar war die Unterlegenheit gegenüber Europa auf dem militärischen Gebiete. Es ist daher weiter nicht verwunderlich, daß Anfang des 19. Jahrhunderts gerade auf dem Gebiete des Militärwesens im Osmanischen Reich entscheidende Schritte zu Europa hin gemacht wurden. 1826 wurde die alte Janitscharen-Truppe gewaltsam aufgelöst und eine Neuordnung der Armee getroffen, an der in den Jahren 1835 bis 1839 an der Spitze einer preussischen Militärmission auch Sellmut v. Moltke tätigen Anteil hatte. Neben den militärischen waren aber auch die übrigen Gebiete des türkischen Staatslebens von nun an Gegenstand einer mehr oder weniger energischen Reorganisation mit bewußter Anlehnung an europäische Vorbilder. Die große Reformzeit, die 1839 begann und 1880 mit dem Absolutismus des Sultans Abdülhamid II. einen wenn auch nur offiziellen Abschluß fand, war der Ausgangspunkt der immer stärker werdenden Verwestlichung der Türkei. Der bürgerliche Liberalismus des 19. Jahrhunderts in seiner französischen Prägung fand Einlaß in die Köpfe einer geistigen Führungsschicht. Der französische Begriff der nation und der nationalité schuf den osmanischen Staatsbegriff, mit dem man alle Volkheiten des osmanischen Reiches unter ein Banner scharen wollte. Offiziell ist dieser Gedanke bis zum Zusammenbruch der Türkei im Weltkriege herrschend geblieben, doch hatten von Beginn des 20. Jahrhunderts an starke völkische Ideen immer mehr an Bedeutung und Beachtung gewonnen.

Im Jahre 1911 hatte sich in Saloniki, das auch Sitz des jungtürkischen Komitees war, eine Gruppe von Schriftstellern gebildet, die ein ausgesprochen nationalistisches Programm entwickelte. Durch das Mittel einer volkstümlich gehaltenen Sprache sollte das breite Volk in Schrift und Rede, in Gedicht und Roman für nationale Ideen gewonnen werden. Der *Part pour l'art*-Standpunkt in der Dichtung trat in den Hintergrund, das Lehr- und Tendenz-Gedicht, der Tendenz-Roman waren das Gebiet jener Nationalisten, deren geistiges Haupt der Dichter-Philosoph und Soziologe Ziya Gökalp war. Diese Richtung, die bewußt die Blicke auf die vorislamische, nationale Vergangenheit richtete, kämpfte für die Umgestaltung des türkischen Lebens überhaupt. Nachdem durch die Regierung der Jungtürken eine neue Ära türkischen Staatslebens angebrochen war, gewann diese Gruppe immer mehr Ansehen, vor allem unter der Jugend. Die politische Partei der Jungtürken, befangen im Staatsgedanken des Osmanischen Reiches, vermochte es aber nicht, sich die Ideen jener Nationalisten in ihrer Gänze zu eigen zu machen. Innerhalb der Partei selbst herrschten verschiedene Richtungen; die Führung neigte mehr zu dem Liberalismus der Vorkriegszeit und wollte vor allem nicht die

muslimische Vergangenheit bedingungslos fallen lassen. Die sich daraus ergebenden Konzessionen und Kompromisse verzögerten den Sieg des nationalistischen Gedankens. Erst die Richtung, die nach dem Weltkrieg hochkam und von Kamal Atatürk genial geführt worden ist, machte mit den Halbheiten Schluß. Die alte, von den Nationalisten aufgeworfene Forderung nach Trennung von Kirche und Staat — in der Welt des Islam von weit mehr revolutionärer und grundsätzlicher Bedeutung als im Abendlande — wurde erst im Staate Kamal Atatürks zur Tatsache. Mit dieser vollkommenen Ausschaltung des religiösen Moments aus der Staatspolitik und der Weltanschauung war der entscheidendste Schritt nach Europa getan. Hatte der türkische nationale Liberalismus noch die Meinung vertreten, man könne sich bloß die Technik und die Methoden Europas zu eigen machen, ohne sein traditionsgewachsenes Sein aufzugeben, verlangten die Männer der neuesten Zeit vollständiges Aufgeben der alten osmanisch-muslimischen Geisteshaltung. Dieses Bestreben der amtlichen Kulturpolitik führte dazu, daß eine gewiß nicht ruhmlose tausendjährige Geschichte der Türken unter dem Islam in den Hintergrund des Interesses geschoben wurde zu Gunsten der vorislamischen Zeit; ja, viel mehr, es bildete sich eine noch nicht dagewesene weltanschauliche Forderung heraus, getragen von einer These, die früh- und vor-geschichtliche Zeiträume im Auge hat und, auf sprachlichem Gebiete in der neuesten Zeit durch die sogenannte Sonnen-Sprachen-Theorie ergänzt, das kulturelle Primat der türkischen Rasse erweisen soll.

Wir sahen, daß die geistige Revolution der heutigen Türkei innerhalb der türkischen Geschichte keine einmalige Tatsache ist. Der schamanistische Halbnomadensaat der vorislamischen Türken bot bereits den verschiedensten Einflüssen der Umwelt Raum, bis der Islam dem türkischen Volke zum Schicksal wurde. Dann folgte im 19. Jahrhundert die organisatorische und zivilisatorische Ausrichtung nach Europa, die in schnell aufsteigender Kurve in der Nachkriegszeit die neue Türkei zu einem Staate Südosteuropas machte, da die Brücken zu der unmittelbaren Vergangenheit in der Staats- und Kulturpolitik als vollkommen abgebrochen erklärt worden sind. Die junge Türkei hat sich ihr neues Haus gebaut und es mit den neuesten Einrichtungen versehen. So sieht die türkische Führung jetzt ihre Hauptaufgabe darin, nunmehr auch die breite Masse der Inwohner für diese neue Wohnung zu erziehen.

**Nachbemerkung:** Zur Einführung in die hier berührten Fragen seien folgende Werke empfohlen: W. Barthold, 12 Vorlesungen über die Geschichte der Türken Mittelasiens, Deutsche Bearbeitung von Theodor Menzel, Berlin 1935. — Martin Hartmann, Dichter der neuen Türkei, Berlin 1919. — O. Sachtmann, Die türkische Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, Leipzig 1916. — Ahmed Muhiddin, Die Kulturbewegung im modernen Türkentum, Leipzig 1921. — Kurt Ziemke, Die neue Türkei, Berlin und Leipzig 1930. — G. Jäschke und E. Pritsch, Die Türkei seit dem Weltkriege (Geschichtskalender 1918 bis 1928, wurde fortgesetzt), Berlin 1929.

# Die junge Königin.

Erzählung von Otto Smelin.

(2. Folge.)

Längst war König Heinrich völlig genesen, zog von Pfalz zu Pfalz und verweilte besonders lange auf den sächsischen Burgen, die überall ausgebeßert und neu besetzt wurden, ohne daß die Königin für längere Zeit zu ihm gestossen wäre. Wohl trafen sie manchmal, einmal am Niederrhein, einmal in Thüringen und auch sonst fast wie zufällig zusammen, und man sah sie dann nebeneinander zur Kirche schreiten oder zur Pfalz reiten, aber immer war solche Gemeinsamkeit nur wenige Tage zu beobachten und niemals sahen oder sprachen sie einander in kleinem Kreis oder gar unter vier Augen. Es war bald ein offenes Geheimnis, daß die Ehegatten kein christliches Eheleben zusammen führten. Hatte man anfangs die schwache Gesundheit des Königs als Grund gelten lassen, so kam dieser Grund später ganz in Wegfall. Niemand konnte im Glauben gelassen werden, daß der König schonungsbedürftig sei. Die Feinde des Erzbischofs von Bremen taten das Ihre, daß alles bekannt wurde und der gefährliche Zunder sich häufte. Wer konnte noch glauben, der König müsse aus Gesundheitsrücksichten für sich leben! Die Männer lachten und zoteten: Ja, vielleicht aus Gesundheitsrücksichten für die Königin, das wäre glaubhaft gewesen. Freilich sah der König blaß aus und nicht immer sehr frisch, aber wer wollte sich darüber verwundern bei dem Leben, das er führte? Manche behaupteten, es sei ein Lotterleben; er lungere die Nächte herum; am Rhein war's der Wein, in Sachsen war's der Korn und der Wacholder, der seine und seiner lustigen Genossen Triebkraft war. Nicht daß er ein Trunkenbold gewesen wäre — das wagten selbst die bösesten Gerüchtemacher nicht zu vertreten —, aber niemand konnte behaupten, daß dieser Junge viel von der frommen Züchtigkeit des seligen Vaters hatte, und naturgemäß mußte man ihn mit dem Vater vergleichen. Fest stand, daß der junge König ein Brauswind war und recht wenig Schlaf brauchte. Denn, wenn er tagsüber seine Regierungsgeschäfte erledigt, seine Empfänge gehalten, seine Gerichtsprüche gefällt, seine Urkunden getätigt hatte, nützte er die Nächte, um mit seinen jungen Freunden zu tafeln, zu singen und Geschichten zu erzählen und nicht zuletzt auch seinen Abenteuerern nachzugehen, die er da und dort mit Weibspersonen hatte, die nicht im besten Ruf standen. Mochte auch manches maßlos von seinen und Adalberts Feinden übertrieben werden, es blieb, auch wenn man das alles in Betracht zog, daß er ein recht ungebundenes Leben und keineswegs das eines jungen Ehemannes führte.

Da aber seit der Vermählung Adalberts Einfluß auf den König noch stärker als vorher geworden war, so daß es nicht viel an der Wahrheit vorbeigeschossen

war, wenn man „König Adalbert“ sagte, so wuchs die Feindschaft gegen diesen unbekümmert großartigen Mann, von dessen weiten Plänen für Königtum, Kirche und Reich die Meute der Kleinen und Neidischen keinen Begriff hatte, und dem sie, wie es zu geschehen pflegt, nicht anders wie durch heimliche Wühlerei und schleichende Verleumdung beizukommen vermochte. In dieser Feindschaft fanden sich auch die zusammen, die sonst Todfeinde untereinander waren. Das jugendlich freie Leben des Königs wurde auf die Rechnung des Erzbischofs gesetzt, ins Greuelhafte übertrieben und als einer der Posten benutzt, die in Rom und beim Volk Stimmung gegen Adalbert machen sollten. Herzog Rudolf von Schwaben, der eine Schwester Bertas zur Frau hatte, ein maßlos ehrgeiziger Mensch ohne Fähigkeiten, spielte eine Zeitlang die Rolle des entrüsteten Schwagers, der die Vernachlässigung Bertas als eine Beleidigung des Hauses seiner Gattin rügen und ahnden zu müssen vorgab. Von ihm kam dann auch der Gedanke, die Königin selbst auf die Seite der Gegner des Königs und Adalbert zu ziehen, und er schickte seine eigene Gattin als Aushorcherin und Aufheizerin zur jüngeren Schwester, die sich damals gerade in Bamberg aufhielt, mit genauen Anweisungen und Ratschlägen.

Der Versuch, Berta in das Spiel hineinzuziehen, mißglückte vollkommen. Adelheid war eine dumme und ungeschickte Frau, die nicht einmal mit fraulicher Einfühlung die Lage der Dinge erkannte. Sie machte plumpe Bemerkungen über das sittenlose Leben des Königs, aber Berta schien das alles gar nicht zu verstehen. Eines Nachmittags, als sie stückend zusammensaßen — die winterliche Sonne schüttete ein diesiges, farbloses Licht durch das trübe Papier des schmalen Fensters —, versuchte Adelheid wieder einen Angriff. Sie, Adelheid, könne nicht glauben, daß alles wahr sei, was man vom König Heinrich erzähle.

Nein, sagte Berta, es sei auch nicht wahr. Und dann hielt sie die Worte in den Sonnenstreifen:

„Sieh nur, wie schön er wird!“

Aber Adelheid wollte sich nicht abbringen lassen, erwiderte nur so nebenhin und setzte ihr Geplänkel fort:

„Nicht nur ein Kebsweib soll er in Mainz haben; in Utrecht, sagen sie, habe er die Nacht mit zwei Dirnen in einem öffentlichen Hause verbracht.“

Berta wurde rot, aber ihre kleinen Hände stückten weiter; sie antwortete nicht.

„Manche sagen, es sei entwürdigend für dich, und die Fürsten seien alle auf deiner Seite, wenn du dich weigertest, dies länger mitzumachen; auch der Heilige Vater, meinen sie.“

„Der König ist immer sehr rücksichtsvoll und würdig gegen mich, wenn wir zusammen sind.“

„Und bricht die Ehe, sobald er dir den Rücken kehrt.“

„Sie wollen ihn mir nehmen, das ist alles, deshalb reden sie.“

Und plötzlich liefen ihr die Tränen aus den Augen, hilflos; während sie emsig sticte, weinte sie und wiederholte es:

„Sie lassen keine Ruhe. Erst haben sie ihn mir vermählt und ihn gedrängt, und jetzt wollen sie ihn mir nehmen. Ist das recht? Ist das christlich? Was wollen sie denn?“

Sie schluchzte leise. Adelheid zuckte die Achseln. Wie konnte man um einen Mann weinen, den man gar nicht hatte? Nein, sie erreichte nichts. Als sie ging, war sie so flug wie zuvor. Man war mit dem Ergebnis des Besuches nicht zufrieden. Rudolf von Schwaben rückte damals zuerst von ihr ab; er hatte es sich anders überlegt. Später machte er ihr den Scheidungsprozeß wegen angeblicher Untreue und verstieß sie roh und rücksichtslos, ohne daß er etwas nachweisen konnte.

Aber glückte es auch nicht, Berta gegen den König und Adalbert aufzuwiegeln, weil sie, wie der Bischof von Fulda sagte, „ein rundes Wickelkind ohne die Fähigkeit zu Liebe und Haß“ war, es gab genug andere Gründe oder Vorwände und Verleumdungen gegen den Bremer Erzbischof. Nach einiger Zeit hatte man doch alles so gut eingefädelt, daß man den jungen König einfach zwingen konnte, den Freund und Berater fallen zu lassen. Er schäumte vor Wut, er suchte sich durch eine regelrechte Flucht den Herren zu entziehen, aber man erwischte ihn, und es blieb ihm nichts anderes, als den Wünschen, die von Drohungen anschaulich begleitet waren, nachzukommen und Adalbert fallen zu lassen. Berta war also nicht einmal dazu nötig.

Weil man jetzt glaubte, das Heft in Händen zu haben, vergaß man für einige Zeit die moralischen Bedenken gegen das Privatleben des Königs. Keiner der vorher entriüsteten Herrn bemühte sich jetzt, den Jüngling auf bessere Wege zu bringen, denn sie hofften, er sei so beschäftigt, daß er ohne die starke und sichere Hand Adalberts sich die Zügel der Regierung entgleiten lasse, so daß man sich zum eigenen Wohl nach Belieben aufgreifen und nach Wunsch handhaben könne. Es zeigte sich, daß man sich geirrt hatte. Heinrich suchte sich seine Freunde aus; es waren meist junge Leute, armer Adel aus Schwaben, der stolz war, an den Hof gezogen zu werden. Er hörte den Rat der Alten und tat, was er selbst wollte. Er hatte Ziele und Pläne, nicht gerade schlechte und törichte, und er hatte einen dicken Schädel, der sich nicht von seinem Weg abbringen ließ, oft nicht einmal gegen gute Gründe. Was Adalbert gelungen war, gelang anderen nicht. Der Sturz des Erzbischofs hatte niemand gedient, weil keiner es wie er verstand, mit Heinrich umzugehen.

Aber König Heinrich ging gefährliche Wege. Ohne die überlegene Führung verlor er das Maß dafür, was zu erreichen war und was er wirklich durchsetzen konnte, vor allem das Maß für das Tempo der Unternehmungen. Seine Beschlüsse und ihre Verwirklichungen überschlugen sich oft. Feindschaften, Verärgerungen

schossen überall wie Pilze aus dem Boden; Schmeichler verwirrten ihn und verbargen die Gefahren; wo einer offen wurde, empfand er dies als Widerseßlichkeit und überhörte oder lachte oder, was noch schlimmer war, höhnte, verletzte, geriet in Zorn und strafte.

Mit seiner Gemahlin kam er jetzt fast noch seltener und kürzer zusammen als zur Zeit, da Adalbert ihn lenkte. Und wenn sie schon zusammenkamen, war es nur ein öffentliches, ganz und gar unter dem Zeremoniell des Hofes stehendes Zusammensein, längstens für mehrere Tage. Von der Königin war nie die Rede. Wer dachte an sie? Wer erwähnte sie? Wer wußte, wo sie sich aufhielt? War sie überhaupt noch da? Es ging um Staatsaktionen, um Königtum, um Kaisertum und Papsttum; wer konnte an das Mädchen denken, das auf einsamen Burgen in Stille Hof hielt? Nur die wenigen, die ihr nahe waren, ein paar Frauen und Mädchen, vielleicht ein Page, schon kaum Graf Burkhard, dachte an sie oder wußte etwas von ihr. Sie hatte eine merkwürdige, eine beinahe bewundernswürdige Fähigkeit, ihr Dasein vergessen zu machen, zu verschwinden aus allem und allen. Wäre sie gestorben, es wäre kaum gemerkt worden. Und doch lebte sie; in all diesen Wintern saß sie in düsteren, kühlen Gelassen, spann, wob, sticte, betete, saß in schneebleichen Dämmerungen an den kleinen Fenstern und schaute hinaus, als vergäße sie die Welt, wie die Welt sie vergessen hatte. In all diesen Sommern ließ sie die Pferde satteln und ritt mit wenigen Hofleuten über die weichen Wege der Tannemwälder, durch das gelbe Gewoge reisender Felder, zu stillen Dörfern, hielt den Gaul an, wo Kinder spielten und brachte ihnen schöne Gewebe von ihrer und ihrer Zelserinnen Hand, bunte Kleinigkeiten, Kästchen, Schnüre, farbige Steine, Geräte, Spielzeuge. Die Kinder waren ihre Freunde, wohin sie kam. Oft ließ sie die Tische decken im Hof der Pfalz oder draußen auf den Wiesen und lud die Kleinen zu Gast, ließ ihnen Kuchen auftragen und allerlei Leckerbissen. Ihnen erzählte sie Geschichten, mit ihnen spielte sie Ringelreihen, Verstecken, Nachlaufen und war zur Verwunderung vieler verwandelt, konnte lachen mit einem tiefen, frischen, warmen Ton in der fraulichen Stimme.

Aber sonst? Wer wußte etwas von ihr? Sprach sie von sich? Niemals! Zeigte sie Teilnahme am Geschehen der Welt? Es war nichts davon zu merken. Wovon lebte sie? Woher zog ihre Seele die Kraft, zu sein? Und doch war sie aufgeblüht, nicht eine Schönheit — sie konnte selbst darüber ein kleines spöttisches Lächeln haben, wenn einer ihres Hofes solche Schmeicheleien sagte —, nein, sie machte sich nichts vor, sie war keine Schönheit; sie war nicht groß, sie war eher rundlich, ihre Wangen waren oft ohne Farbe, ihre schwarzen Haare zu strähnig, ihre Finger zu kindlich, ihr Mund etwas zu groß, ihre Nase etwas zu wenig scharf hervortretend; nur ihre Augen, diese großen, dunklen Augen, die sie schon als Kind gehabt hatte, konnten sich aufturn und plötzlich etwas verraten und in Staunen setzen, weil man es nicht erwartete — das war es, daß man so wenig, daß man gar nichts erwartete, weil sie nie etwas aus sich machte. Diese Augen — dunkelbraun wie die Augen eines Rehs oder mancher Sunde — konnten dem, der befähigt war, zu ahnen,

etwas verraten von einer Seele, wenn er Wert darauf legte, in diesem „runden Wickelkind“ eine Seele zu suchen. Wenn einer sich erkundigt hätte, wenn es einen gegeben hätte, der an ihr ein Interesse gehabt hätte, dann hätte dieser, den es nicht gab, vielleicht doch merken können, daß einige wenige Augenblicke vorfamen, wo diese Frau, dieses Wickelkind sich auftat wie eine Blüte, die sich vor der Sonne aufzut, aber gleich wieder schließt, wenn die Sonne sie nicht mehr erreicht. Das waren die Augenblicke, wo irgendwer vom König sprach. Dabei war es ganz gleichgültig, ob er Gutes oder Schlechtes berichtete: Sobald der Name des Königs fiel — so still sie schien, so sehr sie es verbarg —, flog eine Röte über ihre Schläfen und ihre runde Stirn, der Puls ging schneller, der Atem hielt an, die Augen nahmen einen Glanz an. Aber es gab keinen, der das merkte. Und vielleicht war das der größte Triumph, dieses Kind war ein Meister der Verhüllung, fast noch vor sich selbst. Da mußten noch andere Bewegungen kommen, bis sie zu aufdringlich in ihren Verhüllungen wurde und sich dadurch verriet. Ach nein, sie wußten alle nichts von ihr.

Wußte einer, daß sie viele Nächte lang wach lag, wenn der Frühlingsturm um die Mauern pfiß und den letzten nassen Schnee gegen die Pergamentfenster trieb und an ihnen rauschte und knisterte? Kein Mensch dachte daran, daß da eine kleine Frau herangewachsen war, ohne Heimat, ohne Freundin, ohne Freund, ein warmes Leben, das auf seine Erfüllung wartete. Gab es eine Erfüllung? Was war denn überhaupt Erfüllung? Es gab nur Träume, Unruhe, Aufwachen und Glühen, es gab ein Lied am Abend von Sommer und Blumen, den Flug eines Vogels im Blau über den Waldbergen, Sturm Nächte, Pferdegetrabe auf Steinpfaden.

Nur einmal geschah etwas, das riß auf und war wie ein Blitz, der nahe einschlägt, alles überhell erleuchtet und einen Schrecken zurückläßt, ein Wissen von einem Abgrund. Es war einige Zeit ein Page am Hof, ein Knabe mit weichem, dunkelblondem strähnigem Haar. Die Königin liebte Kinder, warum sollte sie diesen Jungen nicht lieben, ihm übers Haar streichen, wenn er eine Sache gut gemacht hatte?

„Du hast Haare wie der König, als er noch ein kleiner Junge war“, sagte sie und lächelte ihn an.

Auch zu Mathilde, ihrer Jose, sprach sie oft von ihm:

„findest du nicht, daß er dem König ähnlich ist? Aber du hast ihn nicht gekannt, als er in diesem Alter war.“

Königin Berta zog den Knaben zum inneren Dienst heran, freute sich an ihm und verbarg ihre Freude vor niemanden. Sie scherzte mit ihm, spielte mit ihm Schach, neckte ihn. Es war ein Spiel mit einem Kind. Bei der Jagd ritt er mit ihr, in der Kemenate warf er die Scheite ins Kamin und durfte neben den Flammen an der Erde hocken, während sie sticte; er schenkte den Wein aus der Kanne in den Becher und durfte den Mantel tragen, wenn man durch den Garten ging. Einmal erzählte sie lachend Mathilde:

„Ich habe vom König geträumt heute nacht; er hat mir den Mantel getragen und hatte das pflaumenblaue Oberkleid an wie Lothar, ja beinahe sah er aus wie Lothar.“

Vielleicht hätte sie auf ihre Träume achten sollen; aber sie dachte nicht daran, auf ihre Träume zu achten und sie zu deuten.

Bis dann plötzlich diese seltsame Stunde kam, diese unbegreifliche Stunde. Es war an einem sehr warmen Sommertag im Wald, auf einem Ritt mit kleinem Gefolge. Die Königin ritt in das Dickicht hinein, angeblich um abzuschneiden.

„Erwartet mich drunten“, rief sie und ritt allein quer und weglos durch die Strauchwildnis. Die Sonne leuchtete über dem Blätterdach der hohen Eichen und Buchen und flutete als gründliches Licht zwischen Sträuchern und Stämmen. Nach wenigen Minuten wurde das Gestrüpp so dicht, daß sie abstieg und den Gaul kreuz und quer führte, schmalen Wildpfaden folgend. Bald kam sie an eine freiere Stelle, wo zwischen smaragden glänzendem Moos eine kleine Quelle aus dem Gestein plätscherte; sie ließ den Gaul trinken, warf sich selber auf den grünen Teppich und faltete die Hände unter dem Kopf. Sie schloß die Augen und genoß die Stille des Waldes, die durch die rascheln den Bewegungen des nahen Pferdes und das leise, klingende Geräusch der Quelle nur noch vernehmbarer wurde. Plötzlich, als sie aufsaß, war Lothar da; er machte sich am Gaul zu schaffen, zog an den Sattelgurten.

„Lothar?“ sagte sie mit ihrer fraulichen, gedämpften Stimme, und es klang darin: Du bist hier? Wie schön, daß du hier bist!

Er ließ ab, kam heran. Sie zog die Hände unterm Kopf hervor, hielt ihm den rechten Arm hin.

„Zieh den Ärmel vor, der hochgerutscht ist.“

Er mußte sich dazu auf die Knie niederlassen, zog den Ärmel vor bis übers Handgelenk.

„Danke“, sagte sie und legte die Hand um seinen Nacken. Plötzlich neigte er sich vor und sein Mund lag auf ihrem. Sie lag still, sie schloß die Augen, die Arme sanken ihr ins Moos, als seien sie lahm. Er küßte, küßte, küßte unaufhörlich den Mund. Sie fühlte seine Lippen, seinen Atem auf den Wangen, seine Hand an ihrer Schulter. Sie lag unbeweglich. Es war eine Welle unsagbaren Glückes; es schien alles gut; sie war ein Quell, ein uner schöpflicher Quell.

Wie lange währte es? Sie wußte es nicht. Woran erwachte sie? Auch das wußte sie nicht. Aber vielleicht war es so, daß sie auf einmal die Augen aufschlug, während noch ihre Wangen zu glühen begannen und ihr Mund halb geöffnet den anderen Mund erwartete; da sah sie das Gesicht wie ein fremdes und feindliches. Was ging dieses Gesicht sie an? Was sollte dieses Gesicht vor ihr? Sie fuhr hoch, schob den Knaben zur Seite. Erschrocken lief er, hielt den Gaul, reichte den Bügel.

Vom folgenden Tag an wurde Lothar nicht mehr zum Dienst der Königin befohlen.

In dieser Zeit tauchte am Hofe Bertas plötzlich der Plan auf, den König aufzusuchen. Zwar zuerst erfuhr man davon nichts Deutliches, aber die Frauen und Mädchen ihrer nächsten Umgebung konnten später wohl manches zusammenreimen, was anfangs ohne Zusammenhang erschienen war. Sie hätte ja, da sie doch die Königin war, nur festzustellen brauchen, wo

sich der König gerade aufhielt, und dorthin aufbrechen können. Niemand hätte ihr verwehren können, und niemand außer ihrem nächsten Gefolge hätte es in Staunen setzen können. Nur die, die ihr am nächsten waren, wußten es: So war sie nicht. Sie hatte noch niemals gefragt, wo der König gerade Hof hielt. Auch diesmal erfuhr sie es nur gleichsam nebenher und zufällig, und erst zwei Tage später bat sie den Grafen Burkard, dem König einen Eilboten senden zu lassen mit der Anfrage, wann und wo sie ihn sprechen könne in einer wichtigen Sache. Sie sagte dem Grafen, ihm gegenüber brauche sie ja kein Geheimnis daraus zu machen, es handle sich um die Zuteilung des Stiftes Neuenburg und die Schenkungsurkunde der Gerechtfame. Man habe sie da, wie er wisse, vor längerer Zeit um Fürsprache beim König gebeten. Der Graf, ein weißhaariger Herr, der sich nicht so leicht hinters Licht führen ließ, wußte freilich gleich, daß dies nicht der Grund für Bertas Reise sein konnte, aber er wußte auch, daß dies als Grund zu gelten hatte. Er hatte Vergüngen an der unglaublich ungeschickten Art, mit der die Königin diese Sache vorbrachte, an diesem Herrscherin-Spielen und an dieser stolzen Sachlichkeit. Und weil ihm im Grunde alles gleichgültig war, was ihn nicht unmittelbar selbst betraf, machte er das Spiel ohne jedes Beteiligtsein mit. Als König Heinrich davon erfuhr, daß die Königin ihn sprechen wolle in der genannten Angelegenheit, verbarg er sein Erstaunen und seinen Ärger nicht. Er war das nicht gewohnt. Es schien ihm so unwahrscheinlich. Ob nicht da doch etwas ganz anderes dahintersteckte? Was wollte sie von ihm? Aber es war auch kein Grund, den Besuch abzulehnen. Mochte sie kommen! Mochte sie ihm erklären, was sie zu erzählen hatte. Jüdringlichkeit brauchte er nicht zu befürchten. Die Unterredung fand in Goslar statt. Diejenigen, die Berta kannten, spürten ihre Veränderung in den Tagen vorher deutlich. Sie spürten vor allem die Versuche, Gleichgültigkeit und Ruhe vorzutäuschen. Aber keiner wußte, was eigentlich los war, denn es gab keinen, der sie kannte. Was konnte auch viel sein? Selbst die Mädchen, die um sie waren, zuckten die Achseln, nicht ganz ohne ein Körnchen Verachtung, weil sie immer nur dieses wortkarge, gleichgültig heitere, scheinbar ganz unbewegliche Mädchen Berta zu sehen gewohnt waren, um das sich der König nicht kümmerte. Gott hatte sie nicht für die Männer bestimmt; besser wäre sie im Kloster untergebracht gewesen. Aber selbst dies war offenbar überflüssig, denn Versuchungen gab es nicht bei diesem „runden Wickelkind“.

Abends — die Dämmerung sank schon über das Städtchen — langte man an. Ein Teil der Pfalz war der Königin und ihrem Gefolge eingeräumt, im anderen Teil wohnte der König. Noch am selben Abend meldete sich Erkembald, ein Kammerherr des Königs, bei der Königin und überbrachte den Willkommgruß des Gemahls, erkundigte sich nach dem Befinden und fragte dann, wann der Königin der Besuch des Königs genehm sei.

Berta stand, noch im Reisefleisch, klein und jungmädchenhaft vor dem Ritter, der sich vor formvollendeter Höflichkeit nicht zu lassen wußte. Sie habe keine Geschäfte hier, der König aber werde wohl vielerlei zu tun haben, sagte sie; es sollte hoch und königlich klingen, aber es schwang eine menschliche Wärme in den Worten, die sie unecht machte und Lügen strafte. Wenn es dem König recht sei, erwarte sie ihn morgen vormittag.

Gerade der morgige Vormittag, erwiderte der Hofsling mit unwahrscheinlich tiefen Verbeugungen, sei bedauerlicherweise nicht möglich; der König habe nämlich in der Frühe eine kleine Saujagd angesagt in den Waldtälern gegen Zahnenklee zu und komme erst mittags zurück.

Die großen Augen Bertas sahen den Herrn an: Ja, dann also gegen Abend. Es klang schon beinahe eine leise Angst mit, es möchte auch da nicht gehen.

Der Ritter fühlte es wohl. Er hatte einen kühlen, grauen Blick; er merkte wohl, er hätte auch jetzt nein sagen können, und es wäre dann natürlich der nächste Vormittag als dritter Termin vereinbart worden. Aber er sagte nicht nein. Er sagte ja, der König werde sich freuen.

Aber weil er so lässig und überlegen da stand, warf die Königin plötzlich den Kopf zurück: Da falle ihr ein, daß sie morgen gegen Abend einen Besuch erwarte ... nein, es gehe doch nicht. Vielleicht könne der König auch übermorgen vormittag.

Erkembald hielt den Kopf schief, schien nachzudenken: „Übermorgen vormittag?“ wiederholte er.

Was sollte er tun? Nun, es war gleichgültig, warum sollte er nicht nachgeben. Es lag ihm nichts daran, ihr den Gefallen zu tun. Und er sagte zu.

Vielleicht wäre die Unterredung der beiden Gatten anders verlaufen, wenn dieser freie, leere Tag nicht dazwischen gewesen wäre; denn der Zufall wollte es, daß im Laufe dieses Tages etwas geschah, das wie eine unsichtbare, dicke Wand zwischen Berta und Heinrich stehen sollte. (Fortsetzung folgt.)

# Der neue Geist in der Vorgeschichtsforschung.

Die Ulmer Tagung. / Von Otto Uebel.

Namen früher „Prähistoriker“ zu „Congressen“ zusammen, so war das eine oft, wenn auch nicht immer erfreuliche Angelegenheit eines engeren wissenschaftlichen Fachkreises, zu dem der „Laien“ weder Zutritt fand noch beehrte. Denn bei aller Anerkennung der notwendigen wissenschaftlichen Kleinarbeit fehlte diesen Zusammenkünften doch meist die große Linie, es fehlte ihnen die weltanschauliche Haltung, wenigstens eine betont deutsche, es fehlte ihnen vor allem der Zusammenhalt mit dem Volk. Die großen Kämpfer für eine deutsche Vorgeschichtsbetrachtung, wie sie seit der Zeit der „deutschen Bewegung“, die man Romantik nennt, auftreten, kamen nicht auf gegen die im 19. Jahrhundert wieder anwachsende Front des Romanismus, die von den Vertretern des „klassischen Bildungsideals“ und den „Ultramontanen“ im engeren Sinne des Wortes gebildet wurde; die Bresche in diese „objektive“ internationale Front geschlagen zu haben, ist das große Verdienst G. Kossinnas, der im Kampf gegen die „klassische“ Archäologie 1908 mit dem Wort „Los von Rom!“ die „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte“ begründete; aus ihr ging der jetzt von Professor Keinerth, als dem vom Führer Beauftragten, geleitete Reichsbund für deutsche Vorgeschichte hervor, der zur Zeit etwa 1000 Einzelmitglieder und über 100 Vereine mit rund 20 000 Mitgliedern umfaßt.

Diese Vorerinnerung erschien, angesichts der heute beliebten Behauptung der „Gleichgeschalteten“, schon immer deutsche Vorgeschichte getrieben zu haben, nötig.

Die 3. Reichstagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, die heuer in Ulm stattfand, war zugleich die erste in Süddeutschland. War es Sinn und Zweck der 1. Reichstagung, in Halle, den bis dahin vorhanden gewesenen Gegensatz zwischen Forschern und „Laien“, von denen mancher zwar nicht die Fachkenntnisse des Wissenschaftlers hatte, aber mit heißerem Herzen als mancher „Romanist“ zu den verschütteten Quellen unserer germanischen Vorzeit vorzudringen suchte, zu überwinden; der der 2. Tagung, in Bremen, die Verbindung zwischen Geschichte und Vorgeschichte zu schaffen, d. h. aufzuzeigen, daß die Geschichte des deutschen Volkes tatsächlich in der vorgeschichtlichen Urzeit beginnt, um ohne merklichen Abschnitt in die geschichtliche, durch schriftliche Quellen belegte Zeit überzugehen: so hatte die 3. Tagung sich zur Aufgabe gestellt, die von Herrscherhäusern und Kirchen geschaffene „Mainlinie“, die politisch 1933 endgültig überwunden wurde, auch geistig aufzuheben, besser: zu zeigen, daß auch in der Frühzeit keine völkische Mainlinie zwischen dem freien und dem römisch besetzten Germanen bestand, daß Süddeutschland nur Süddeutschland ist, weil es — trotz stärkerer Rassenmischung — ein Teil des nordisch-germanisch-deutschen Wesens ist.

Wie die Ulmer Tagung die Forderung, Forschung und Lehre zu verbinden, verwirklichte, zeigt der Umstand, daß mit der 3. Reichstagung für Vorgeschichte die 2. Geschichtstagung des NSLB und das 2. Reichstreffen für Geschichte und Vorgeschichte der Deutschen Studentenschaft verbunden war. Man hatte auch der Hitler-Jugend und dem BDM die Möglichkeit geboten, an den Veranstaltungen teilzunehmen; ebenfalls Ausdruck der neuen Haltung, die auch die Jugend als das kommende Geschlecht am Streit der Meinungen, nein: am wissenschaftlichen Aufbau der neuen Weltanschauung teilnehmen läßt; denn die Vorgeschichte ist uns

ja nicht eine Angelegenheit des Vergangenen, eine Sache der „antiquarischen Historie“, wie Nietzsche sagt, sondern — neben der Rassenkunde — die gegenwartbezogenste Wissenschaft unserer Zeit.

Auftakt und zugleich Höhepunkt der Tagung war die Kundgebung, auf der Reichsleiter Pp. A. Rosenberg über „Die germanischen Lebenswerte im Weltanschauungskampf“ sprach. Die Rede war eine prachtvolle Abrechnung mit allen offenen und getarnten weltanschaulichen Gegnern germanisch-deutschen Wesens. „Durch die Ulmer Tagung übernehmen wir eine Verpflichtung für Jahrhunderte“: dieser Satz allein schon kennzeichnet den grundsätzlichen Unterschied heutiger Auffassung gegenüber einer Haltung von Gelehrten, die Wissenschaft „um ihrer selbst willen“ trieben. Dem Wort Kossinnas „Los von Rom!“ fügte Rosenberg das Wort „Los vom Orient!“ hinzu. „Unser Altes Testament ist die deutsche Vorgeschichte“. Unsere Erväter sind nicht Abraham, Isaak und Jakob, sondern Siegfried, Armin, Theoderich; unser Heiliges Land ist nicht Palästina, sondern Deutschland; unser „auserwähltes Volk“: das sind wir! Nicht als eines asiatischen Wüstengottes fluchbeladene und erlösungsbedürftige Geschöpfe fühlen wir uns, sondern als die Kinder einer Gottheit, die mit Namen zu nennen schon unsere Urahren sich scheuten, als die stolzen Glieder eines großen, ewigen Volkes. Unsere Heilige Schrift: das sind die, wenn auch nur bruchstückhaft erhaltenen altgermanischen Dichtungen; und unser Standpunkt ist, wie schon Hans Schemm zum Ausdruck gebracht hat, auch nicht der Olymp, sondern Walhall. Und wo die Pergamente schweigen, da sprechen die Steine: so weitet sich unser Geschichtsbild um Jahrtausende rückwärts, bis in die vorgermanische nordische Steinzeit, in der schon — vor fünf Jahrtausenden — das Sinnbild nordischer Weltanschauung, das Hakenkreuz, aufleuchtet.

Man muß den brausenden Jubel, der den Reichsleiter umtoste, miterlebt haben, um erfassen zu können, wie sehr Alfred Rosenberg den versammelten Volksgenossen aus dem Herzen gesprochen und wie seine Worte wahrhaft erlösend auf alle wirkten.

Was Rosenberg in seiner Rede, die Nietzsches Forderung sowohl der „kritischen“ wie der „monumentalen Historie“ entsprach, als die Summe der Ewigkeitswerte des deutschen Volkes, die aus Jahrtausenden in die Jahrtausende wirken, dargestellt hatte, wurde den Tagungsteilnehmern anschaulich in der großen Schau „Lebendige Vorzeit“: in ihr war unsere nordisch-germanische Vorzeit wahrhaft lebendig geworden. Hier waren nicht Glaschränke mit Hunderten von Tonscherben und Stein- oder Bronzewerkzeugen, mit möglichst viel „gelehrten“ Fremdwortbezeichnungen, hier war in wissenschaftlich einwandfreien Nachbildungen, aus der Modell-Werkstatt des Reichsbundes, in Lichtbildern und auf Karten gezeigt, wie unsere Vorfahren gelebt, wie sie ihre Häuser gebaut, wie sie sich gekleidet, wie sie ihre Werkzeuge hergestellt und wie sie kämpfend die Welt erobert hatten. Prunkstücke der Ausstellung waren der naturgetreu nachgebildete Wagen von Deiberg und eine verkleinerte Nachbildung des Osebergsschiffes mit seiner prachtvollen Holzschmuckerei. Anlässlich der Eröffnung der Ausstellung wurde der Maler Wilhelm Petersen, der es verstanden hat, in lebenswahren und künstlerisch hochstehenden Bildern unsere ger-

manischen Vorfahren wieder erstehen zu lassen, durch die Verleihung des großen Preises des Reichsbundes für die beste volkstümliche Darstellung auf dem Gebiete der deutschen Vorgeschichte geehrt.

Mit der Schau „Lebendige Vorzeit“ ist Staat und Gemeinde, Partei und Schule die Aufgabe gestellt, deren Verwirklichung eine Kulturtat bedeutet: es muß erreicht werden, daß zwar nicht jede Gemeinde oder gar jede Schule eine Kleinausgabe dieser Ausstellung besitzt, wohl aber, daß mindestens jede Kreisstadt unter tätiger Mithilfe der Schulen eine solche Schau in ihren Mauern beherbergt. Ihr anzugliedern wäre eine entsprechende volkskundliche Sammlung, wie sie in Baden vorbildlich bereits in Heidelberg entstanden ist, wo freilich noch die entsprechende vorgeschichtliche Sammlung fehlt.

Den großen Tag beschloß würdig der Vortrag „Das Zimmelsbild der Germanen als Ausdruck ihrer Weltanschauung“ des „Laien“-Forschers S. O. Keuter aus Bremen, der für seine Verdienste um die Wiederherstellung der germanischen Zimmelskunde durch Verleihung des großen Rosinapreises geehrt wurde. Keuter legte nicht nur die Grundgedanken seines Hauptwerkes, das in dieser Zeitschrift bereits gewürdigt wurde, dar, sondern zeigte den rassistisch bedingten Unterschied zwischen orientaler und germanischer Zimmelschau auf: dort Vergottung der Gestirne und daher Sternglaube („Horoskop“!), aus dem sich dann erst eine wissenschaftliche Sternkunde entwickelte, hier Einordnung der Sterne in die göttliche Weltordnung, eine auf Beobachtung begründete Zimmelskunde. Das in der Edda dargestellte Weltgeschehen findet, wie Keuter darlegte, seinen erhabensten Ausdruck im „mythischen“ Zimmelsbild der Germanen. — Die folgenden Tage waren Arbeitstage, drangvoll angefüllt mit Vorträgen des Reichsbundes und des NSLB. Es seien hier nur diejenigen genannt, die die Bedeutung der Vorgeschichtsforschung für unsere heutige Weltanschauung besonders deutlich machten. Der württembergische Ministerpräsident und Kultminister Mergenthaler bezeichnete in seiner Ansprache als besondere Aufgabe der Lehrerschaft, die über 1000 Jahre währende Überfremdung hinwegzuräumen, unserer Jugend die germanischen Seelenwerte zu übermitteln, aus denen sie die revolutionäre Kraft der Erneuerung Deutschlands schöpfen werde.

SS-Brigadeführer Dr. Reischle zeigte die germanischen Grundlagen des schwäbischen Bauerntums auf: die Schwaben (Sueben) als den ersten geschichtlich faßbaren Verband germanischer Völker; an diesem Beispiel ist die staatsbildende Fähigkeit der Germanen schon in vorrömischer Zeit eindeutig zu belegen. Die tiefschürfenden Ausführungen, die auch die Vernichtung der altgermanischen Odalverfassung durch das Eindringen spätromischer Auffassungen seit Kaiser Karl I. und jüdisch-talmudischer durch die christliche Kirche behandelten, verloren nicht an Bedeutung durch die geschichtlich nicht zu begründende Ablehnung des Namens Alemannen für die südwestdeutsche Gruppe des ursprünglich alle umfassenden Semnonen-Suebenbundes. — Der Bundesführer Professor Keinerth wies in seinem Vortrag „Die nordisch-germanische Sendung des deutschen Südens“ die Unhaltbarkeit der eingangs dieses Berichtes bereits als Zwecklüge gekennzeichneten Behauptung einer geistigen „Mainlinie“ in Beispielen von schlagender Durchschlagskraft nach und kennzeichnete eine zweite, bisher weit verbreitete Auffassung als Irrlehre, nämlich die, daß die Römer vor den Germanen Süddeutschland besetzt hätten, und daß die Germanen des „Decumatlandes“ von der römischen Kultur, die zudem damals schon eine Verfallserscheinung und in den römischen Provinzen eine ausgesprochene „Mischkultur“ war, wesentlich beeinflusst worden seien; Bezeichnungen wie „Römisch-germanisches Centralmuseum“ (Mainz!), „Germania romana“ verraten deutlich die bis-

herige Einstellung gewisser „deutscher“ „Prähistoriker“ und „Archäologen“.

Wie der neue Geist, der die heutige Vorzeitforschung beherrscht, zur Tat schreitet, zeigte außer dem oben Angeführten auch die Neugliederung und Neubenennung der vorgeschichtlichen Zeitabschnitte. Ein Volk, das zum Selbstbewußtsein erwacht ist, das das Erbe seiner Ahnen in seiner ganzen Größe zu erkennen beginnt, duldet keine Betrachtung seiner Vorzeit durch eine römische oder sonstige Brille, daher auch keine Benennungen wie „vorrömisch“, „vorchristlich“, „kaiserzeitlich“ usw.; aber auch die Bezeichnung Stein-, Bronze-, Eisenzeit muß, weil vom Stoff und nicht vom Menschen, d. h. vom Volk ausgehend, fallen: die neuen Bezeichnungen „urgermanisch“ — statt Bronzezeit — „alt-“ oder „großgermanisch“ für die Zeit von 500 v. J. bis 800 n. J. wollen schon in der Benennung den Ablauf der völkischen Geschichte zum Ausdruck bringen; für die Steinzeit ist allerdings noch keine restlos befriedigende Bezeichnung gefunden, zumal für die Altsteinzeit noch keine eindeutig erkennbaren rassistischen oder gar völkischen Gruppierungen festzustellen sind.

In den nächsten Tagen folgte eine ganze Reihe von Einzelvorträgen, die Forschungswege und Grabungsergebnisse der süddeutschen Vorgeschichte behandelten, deren Inhalt hier wiederzugeben jedoch zu weit führen würde.

Wie einleitend gesagt, lief neben der Tagung des Reichsbundes die Geschichtstagung des NSLB.: ihr Hauptziel war, die Aufgabe des Geschichtslehrers im nationalsozialistischen Staat zu umreißen und die Wege für die Auswirkung der Forschungsergebnisse aufzuzeigen. „Geschichtsunterricht als nationalpolitische Erziehung“: diese Grundforderung legte der Braunschweigische Ministerpräsident Klages in einem großangelegten, richtungweisenden Vortrag dar, indem er fünf Begriffe als Ausgangs- und Zielpunkte aufstellte: Kampf, Führertum, Nationalstaat, Volksgemeinschaft, Rasse. Von diesen Gesichtspunkten aus werden wir auch in der Lage sein, „Nein“ sagen zu können zu Erscheinungen in der Geschichte, die zerstören statt aufzubauen, die verführten statt zu führen, die das deutsche Volk aus seiner völkischen Bahn rissen, um es undeutschen Zielen dienstbar zu machen; daher gilt es Kampf dem Klerikalismus, dem Liberalismus und dem Marxismus. Alle diese Forderungen erscheinen vielen heute als selbstverständlich: wer die „Praxis“ kennt, weiß, daß wir da alle noch umzulernen oder wenigstens dazuzulernen haben. Wie viele Geschichtsbücher, die doch dem Unterricht zugrunde gelegt werden, erfüllen diese Forderung? Wo ist die Geschichte des Bauerntums, wo das Fortwirken des alten Germanentums, wo das Eindringen fremden Blutes und fremden Geistes genügend gekennzeichnet? Hier muß der Lehrer das Buch ergänzen, ja wenn nötig, ersetzen. Aber noch nicht alle sind dazu fähig — oder willens! Solange uns der ägyptische Tempel wichtiger ist als das urgermanische Bauernhaus, solange unsere Schüler die Namen der sieben Könige und der sieben Hügel Roms besser kennen als die germanischen Volkskönige, solange nicht die Inquisition, der Bauernkrieg, der Dreißigjährige Krieg, die Revolte von 1918 und ihre Folgezeit als Angriffe Roms und Judas auf das nordrassistisch bestimmte Germanentum gekennzeichnet werden, bleiben alle schönen Worte von nationalpolitischer Erziehung inhaltlose Schlagwörter. Volk und Staat sind die Denkformen, in denen das neue deutsche Geschichtsbild aufzubauen ist. In diesem Sinne waren auch die anderen Vorträge der NSLB.-Geschichtstagung, die hier aufzuzählen ebenfalls zu weit führen würde, gehalten.

Beide Tagungen wurden beschlossen durch Ausflüge in das Nördlinger Ries, das Federseemoor und zu den wiederhergestellten Pfahlbauten am Bodensee.

Das Ergebnis der Tagung: der Stolz auf das Erbe der Ahnen verpflichtet zur Aufgabe die Enkel.